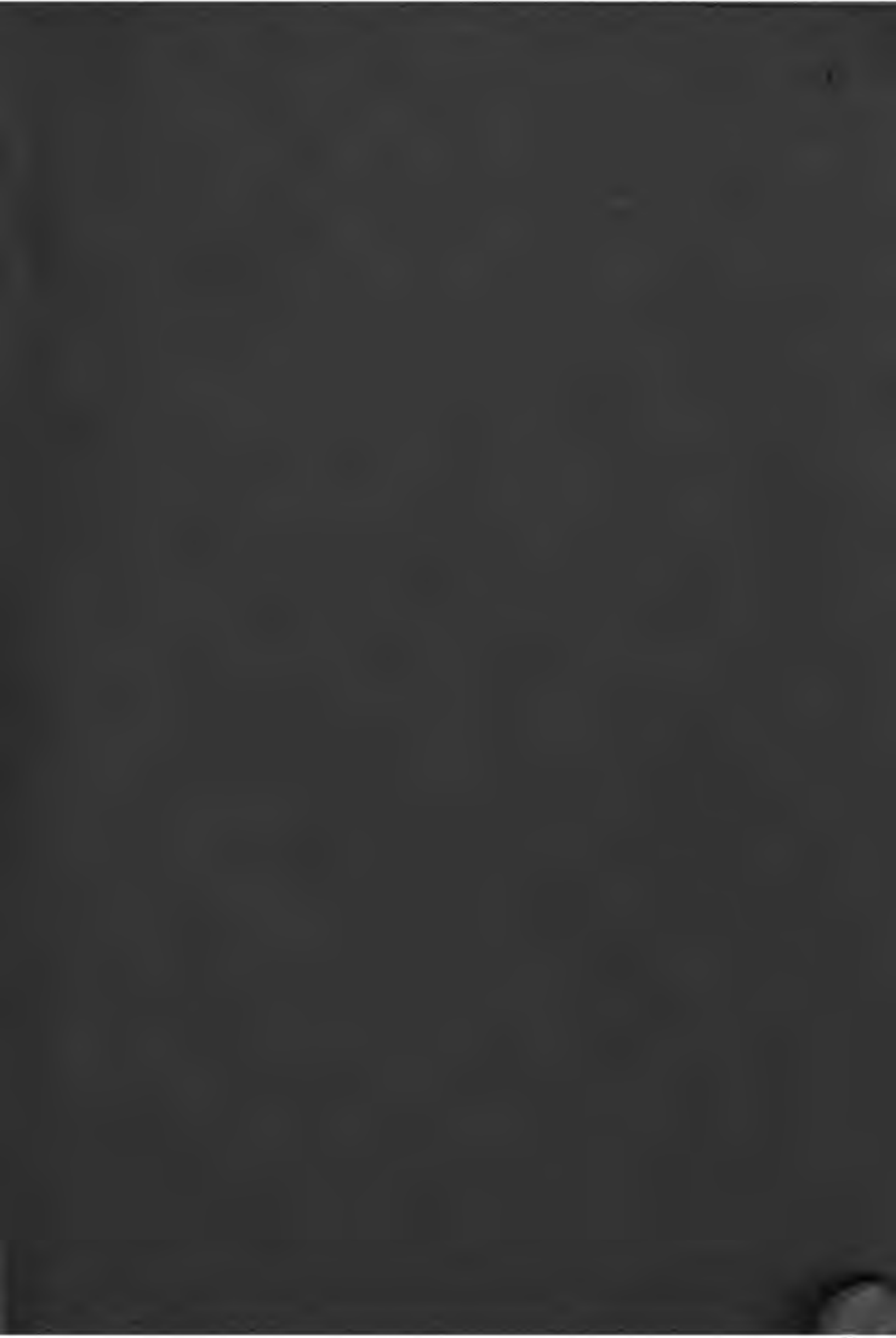
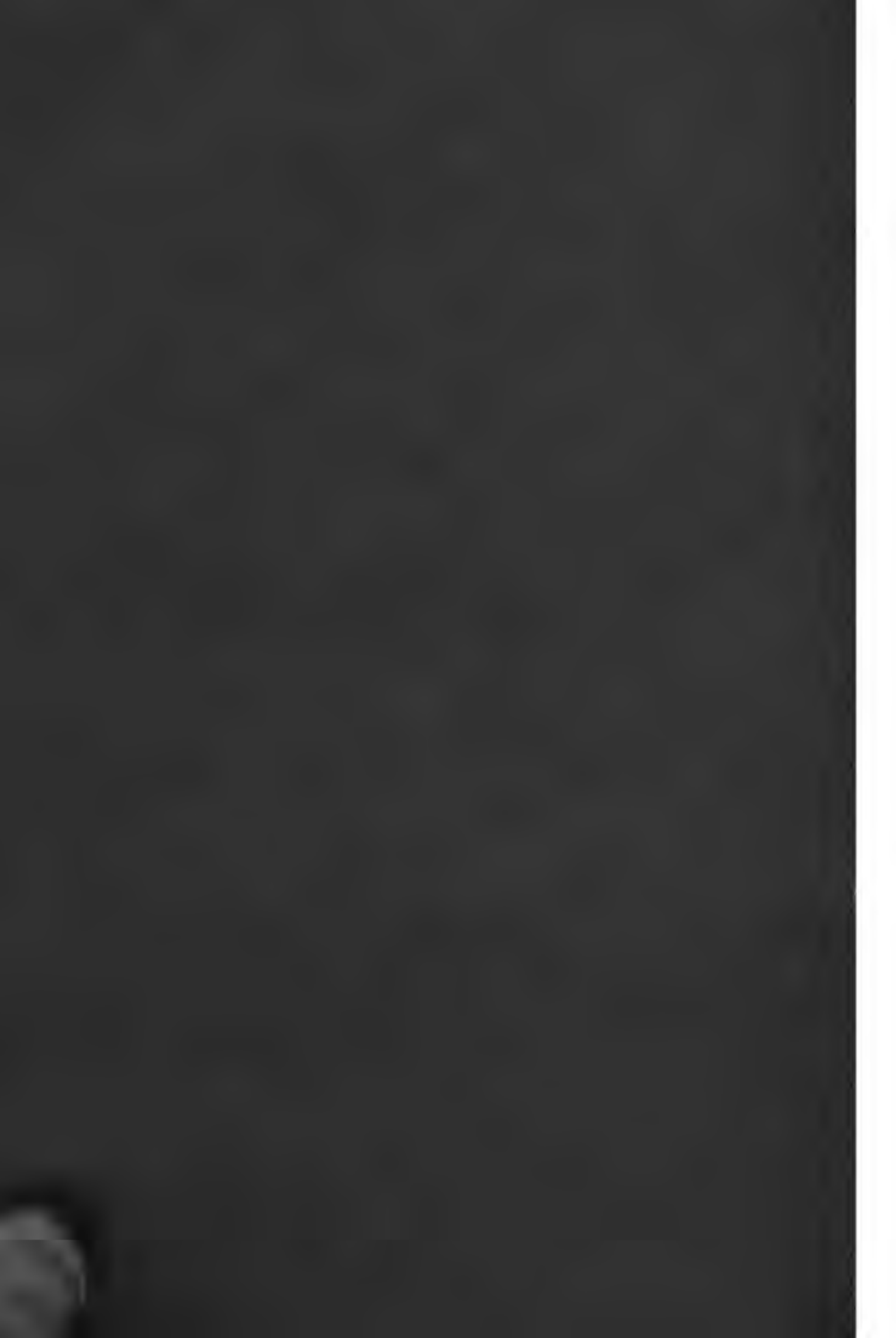
Albert Kalthoff

Zarathustrapredigten







Albert Kalthoff

Zarathustrapredigten

Albert Kalthoff

Zarathustra-predigten

Reden über die sittliche Lebensauffassung Friedrich Nietzsches

3. und 4. Tausend



Verlegt bei Eugen Diederichs Jena · 1908

E. R. Weiss.



Inhaltsverzeichnis



Die Prophetie einer neuen Kultur

EIN tiefes Unbefriedigtsein geht durch das Herz des heutigen Menschen. Die alte Stimmung des Prediger Salomonis ist wieder über uns gekommen: es ist alles eitel in der Welt! Was einst eine Lust hieß, zu leben, das ist für unzählige heute eine Last geworden. Decadents, Verfallsmenschen nennen sie sich selber, die in allem, was müde und krank ist, ihr eigenstes Lebenselement wiederfinden. Und von dieser Müdigkeit sind wir alle mehr oder weniger angesteckt. Unser Leben ist ein Schaukeln und Schwanken, daß auch dem Festesten dabei gelegentlich einmal schwindelig wird. Die Stöße, die der Geist heute im Laufe des Tages von den entgegengesetzten Seiten erfährt, sind zu mächtig, als daß sie jemand mit innerem Gleichmut zu ertragen imstande wäre; die in der Seele vorhandenen Kräfte reichen eben nicht mehr aus, dem Leben einen sicheren Halt und eine feste Stütze zu geben. Deshalb hat die Kultur, in der wir leben, den Glauben an sich selbst verloren, es ist der große Weltschmerz über die Menschen gekommen, den die Philosophen in ein System gebracht und von dem sie dann Welterlösung hoffen; und wer die Krank-

heit leugnen wollte, dem müßten die Ärzte, die an dieser Menschheit herumkurieren, schon die Augen über dieselbe öffnen. Da sind zunächst alle die, die ihre Heilmittel aus der Religion entnehmen. Sie fordern eine Reform des kirchlichen Lebens im Sinne und Geiste des ursprünglichen Christentums, sie wollen die Religion Jesu ausfindig machen und in ihr die Heilung aller Krankheiten der Zeit entdecken. Aber das Heilmittel selbst ist so verwickelt, daß an ihm nur wieder die ganze Zerfahrenheit unseres jetzigen Lebens offenbar wird. Ein ursprüngliches Christentum will Leo Tolstoj wiederherstellen, der Graf im Bußpredigergewande, der eine radikale Umkehr unseres heutigen Kulturlebens predigt, eine mönchische Askese, eine Bekämpfung aller Lebenstriebe, auf deren Entwicklung unser Kulturleben gegründet ist. Und dasselbe wollen die kirchlich Liberalen, die aus der Religion Jesu eine auch dem modernen Gaumen schmackhafte Speise herzustellen bemüht sind und ihr nach eigenem Rezepte gebrautes Ragout dann das ursprüngliche Christentum nennen. Daneben gibt es andere Stimmen, und sie werden immer zahlreicher und lauter, die das Christentum überhaupt, das Christentum in jeder Gestalt für den Erbschaden der Menschheit halten und nur in einer Ausreinigung des Lebens von aller und jeder christlichen Erinnerung das Heil der Welt erblicken. Ihr habt wohl gehört, daß die durch den Weltverkehr vermittelte Kenntnis des Buddhismus eine momentane Hoffnung erweckt hat, als ob aus dieser Religion des fernen Indien eine reinere geistigere Luft uns anwehe, in der

wir von der christlichen Krankheit gesunden könnten. In Berlin ist vor kurzem eine Wochenschrift gegründet, die „der Heide“ heißt und als „Blätter für religiöse Renaissance“ sich ankündigt. Während wir bisher geglaubt, das sei unser Fluch, daß inmitten der christlichen Welt noch so viel Heidentum lebendig sei, sollen wir jetzt glauben, eben dieses Heidentum sei unsere Rettung und unsere Erlösung. — Was ich von allen diesen Versuchen und Bestrebungen, die kranke Zeit zu heilen, halte, ist bald gesagt: sie haben alle das Gemeinsame, daß sie einen alten Baum ausreißen wollen, weil er morsch geworden, um an seine Stelle einen anderen zu setzen, der mindestens ebenso alt und morsch sein dürfte. Sie alle haben etwas Rückständiges an sich, wollen die Gegenwart durch die Vergangenheit kurieren. Wenn das Christentum einmal ursprünglich gewesen, so ist es das heute doch nicht mehr, und zurück zu Jesus können wir eine Zeit nicht mehr führen, die über diesen Jesus hinausgewachsen ist. Die Buddha-Religion aber ist wahrlich nicht jugendlicher und lebensfrischer als die Jesus-Religion, und es kann nur aus dem großen Unbehagen und der entsetzlichen Verworrenheit des heutigen Menschen erklärt werden, wenn solch ein greisenhaftes Wesen, wie das des Buddhismus, auf europäische Gemüter überhaupt hat Eindruck machen können. Das wiederhergestellte neugeborene Heidentum aber würde dem Christentum gegenüber erst recht eine rückständige und überlebte Kulturform bedeuten, so daß ich tatsächlich nicht begreifen kann, wie Männer von ernstem sittlichen Streben und freiem wissenschaftlichen Blick in einer Wieder-

geburt des Heidentums einen Ersatz, ja eine Überwindung des Christentums zu denken vermögen. — Bleibt also nur ein Weg, um aus diesen Wirrnissen des jetzigen Lebens herauszukommen: nicht rückwärts, sondern vorwärts! Wie wir auf diesem Wege allein eine religiöse Weltanschauung zu gewinnen vermögen, so müssen wir auf demselben Wege auch den sittlichen Lebensaufgaben nachgehen, durch die wir unsere Stellung im modernen Leben einnehmen können. Dabei soll ein Mann unser Führer sein, der wie kein zweiter alle Qual und alle Lust, alle Krankheit und alle Genesung, das Alter und die Jugend unseres Zeitalters in sich verkörpert: Friedrich Nietzsche.

Ich weiß ja nicht, ob oder wie weit ihr im einzelnen ihn kennt, den Dichter des Zarathustra. Aber auch, wenn ihr ihn gar nicht kenntet, nie von seinem Namen gehört hättet, würdet ihr doch ihn kennen, weil ihr selber ein Stück von ihm in euch tragt; und wenn ihr nur irgendwie einmal ernst über euch selbst nachgedacht, wenn ihr auch nur ernst versucht habt, über euch nachzudenken, dann habt ihr mit euren Gedanken auch ein Stück Nietzsche in euch aufgenommen, ihr seid, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, in die Gedankenwelt hineingeraten, die in dem Namen Nietzsche beschlossen liegt. Von diesem Manne ist eine Wirkung ausgegangen, wie sie nur von den allerseltensten Menschen an ganz bedeutsamen Wendepunkten der Menschheitsgeschichte ausgeübt wird: mit magischer Gewalt hat er die Gemüter bei sich festgehalten, die einmal in seinen Bannkreis geraten sind, und doch ist kein Name seit

Jahrhunderten so geschmäht und gelästert worden, wie der seine. Auf den Kanzeln ist er verflucht, auf der Bühne verspottet, in den Schriften der Gelehrten ist er bekämpft, und was man so nennt widerlegt worden. Und doch wächst seine Gemeinde von Jahr zu Jahr. Man schrieb in den Zeitungen, der Mann sei tot, er werde nun auch bald abgetan sein und der Vergangenheit angehören. Da zeigt sich, daß er nach seinem Tode erst recht lebendig geworden, nachdem so manches Mißverständnis der Oberfläche, so manche vergängliche Außenseite an ihm mit ins Grab gesunken. Und wenn es wahr ist, daß der die Zukunft hat, der die Jugend hat, so wird unsere Zukunft im Zeichen Nietzsches stehen, denn so wie er hat noch keiner die Jugend sich zu eigen gewonnen, so wie er hat noch keiner der Zeitgenossen die Jugend unter seiner Fahne gesammelt. — Daraus nehme ich das Recht, die Betrachtungen über unsere religiöse Weltanschauung an dem Namen Nietzsche zu Betrachtungen über unsere sittliche Lebensanschauung fortzuführen. Die sittlichen Gärungen der Zeit, die Kämpfe, die der einzelne in allen Fragen des sittlichen Lebens durchzumachen hat, trägt Nietzsche in sich, er hat sie in sich aufgenommen ohne Rest und ohne Abzug. Darum findet ein jeder in ihm auch etwas von sich wieder, jeder muß mit dem Stück Nietzsche, das in ihm lebt, sich auseinandersetzen, wenn er sich in seinem sittlichen Leben zurechtfinden will.

Die neue Zeit, die in ihren Fluten uns mit fortreißt, beginnt mit einem Zweifel, zunächst mit einem Zweifel an der Kirche und ihrer göttlichen Autorität. Es war ein gewaltiger, herzerschütternder, Völker auf-

wühlender Sturm, den dieser Zweifel anfachte. Aber der Sturm wurde bald doch wieder beschworen, er schien sich völlig gelegt zu haben, als aus dem Zweifel ein neuer Glaube geworden war, der Glaube an die Bibel und die aus der Bibel entnommene neue Lehre. Doch erwies sich die Windstille als trügerisch. Gegen das: „Es steht geschrieben", das allem Zweifel ein Ende machen sollte, erhob der Menschengeist einen neuen, kraftvolleren Protest. Als freie Forschung, als protestantische Wissenschaft trat der Zweifel nun auf den Plan und warf dem Bibelglauben den Fehdehandschuh hin. Kein Blatt des heiligen Buches blieb dabei unberührt, und aus dem Zweifel wurde bald eine Gewißheit, die nämlich, daß auch das heilige Buch ein Menschenbuch sei, daß es deshalb keine Gewalt haben dürfe über den Menschen, daß der Mensch vielmehr sein Dolmetscher werden, es messen müsse an seiner eigenen Wahrheit, seinem Gewissen. Um dann aber die Menschen zu beruhigen über die Erschütterungen dieses neuen Zweifels, wurden sie hingewiesen auf neue Stützen ihres Lebens: auf die Wahrheit und den Staat. Das sollte den Menschen nun wirklich einen festen Halt geben, was als wahr erkannt war von der Wissenschaft, und was als gut sanktioniert war von der Moral, der bürgerlichen Sitte und dem staatlichen Gesetz. Wer dem Lichte der Wissenschaft vertraue, der sollte die wahre Erleuchtung seines Lebens finden, wer tue, was gut sei, der sollte die Krone des Lebens davontragen. Jetzt regt sich nun im Schoße der heutigen Menschheit der letzte, der unheimlichste Zweifel: wenn wir an der Kirche zweifeln dürfen, warum denn nicht

auch am Staat? Wenn am Glauben, warum nicht auch am Wissen? Wenn an der Bibel, warum nicht auch an der Vernunft, an der Wissenschaft, der Moral? Was wir wahr nennen, wenn es auch wirklich wahr ist, kann uns das denn glücklich machen? Sind die Menschen, die über alles Wissen, alle Erkenntnis unserer Zeit verfügen, die Gelehrten, die Gebildeten, wirklich geeignet, Führer der Menschen auf ihrem Lebenswege zu werden? Ist das, was gut heißt, nicht am Ende ein schweres Gepäck, das uns hindert auf unserer Reise? Ist vielleicht das Recht, die Moral ein Fehlgriff der Geschichte, eine alte Erbsünde, mit der die Menschheit sich belastet?

Dieser Zweifel, langer Hand vorbereitet durch die Geistesentwicklung der neuen Zeit, findet nun seinen radikalsten, seinen bewußtesten, aber auch seinen beredtsten Prediger an Nietzsche. Er legt eben den Zweifel an alles, was Menschen geglaubt, gedacht, getan, aber auch an das, was sie heute noch glauben, denken, tun. Er erschüttert jede Position, die die Menschen für fest und unerschütterlich gehalten; eine unwiderstehliche, versucherische Neugier zwingt ihn, alle Werte, mit denen die Menschen gerechnet, umzukehren, und sie sich daraufhin anzusehen, ob sie nicht Unwerte seien, ob nicht das Gute ein Böses, die Wahrheit ein Irrtum genannt werden müsse. Wie dann Nietzsche dieses Experiment seiner Neugier wagt, wie er in demselben immer weiter und weiter fortschreitet, bricht er zuletzt in ein großes Lachen aus. Denn er sieht das Experiment ja geglückt: unter der neuen Beleuchtung ändern alle Farben des Lebens sich, was hell schien, wird dunkel und umgekehrt;

was die Menschen als Nahrungs- und Heilmittel des Lebens angesehen, erweist sich als ein gefährliches Gift, an dem sie elend umkommen. Und weil die Menschen alle Mächte der heutigen, der sterbenden, der vergifteten Kultur in ihrer Moral und dem Christentum beschlossen glauben, so gilt es vor allen Dingen, die Tafeln dieser alten Werte zu zerbrechen, so nennt sich Nietzsche im Vollgefühl seines Berufes als Zerbrecher dieser alten Tafeln der Immoralist und der Antichrist. Moral und Christentum bedeuten ihm die gefährlichsten Krankheiten, an denen die Menschen leiden; von diesen Krankheiten die Menschen zu heilen, betrachtet er als seinen Heilands-beruf, dafür will er als Anti-Christus in die Schranken treten.

Meine Freunde: dürfen wir hier, in einer christlichen Kirche, den Namen Nietzsche, des Immoralisten und Antichristen überhaupt nur nennen, ohne uns von ihm zum Kampfe herausfordern zu lassen auf Leben und Tod? Spricht dieser Mann nicht allem Hohn, was uns heilig ist, was uns heilig sein muß, so lange wir uns selber noch Christen nennen? — Nun, ihr kennt doch das Wort von den falschen Propheten, die in Schafs-kleidern zu uns kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Und ihr wißt nur zu gut, daß es solche Wölfe in Schafskleidern auch gibt, glatte Menschen mit äußer-lich bestrickendem Wesen, die streng auf ihre Tugend, ihre Moral und ihren Glauben halten, und doch uns erschrecken machen vor ihrer inneren Roheit, sobald wir einen Blick in ihre wahre Gesinnung tun. Sollte es nicht auch umgekehrt Menschen geben, die im Wolfs-

kleide zu uns kommen, in deren Herzen aber die Zartheit und Innigkeit einer reinen und edlen Menschenseele wohnt? Wir kennen sie doch auch in der Wirklichkeit, die Menschen mit der stachlichten, rauhen Schale, und dem weichen, süßen Kern! Wie, wenn nun Nietzsche auch zu diesen gehörte? Wenn er gerade dadurch als ein wahrer Prophet sich erwiese, daß alle seine Umkehrungen dieses falsche, menschenvergiftende Prophetentum träfen? Wenn — nicht dem Namen, sondern der Sache nach — in diesem Immoralisten mehr Moral, in diesem Antichristen mehr Christentum steckte, als in den Verkündigungen aller derer, die auch heute noch so schnell bereit sind, alles zu verdammen und zu lästern, was sie nicht verstehen, die jeden kreuzigen, steinigen möchten, der ihre Bethäuser Kaufhäuser nennt und ihren Opferdienst einen Krämerdienst und eine Mördergrube! — Das wäre dann eine neue Moral, ein neues Christentum, darin aber doch, wenn nur die erste Überraschung, vielleicht der erste lähmende Schrecken vor dem Neuen überwunden ist, die alten Segenskräfte der Menschheit eine Auferstehung fänden, einen kräftigen neuen Trieb an dem Lebensbaume des Geistes hervorsprossen ließen, dieselben Segenskräfte, die einst vor zwei Jahrtausenden die menschliche Kultur in neue, in die christlichen Bahnen gelenkt!

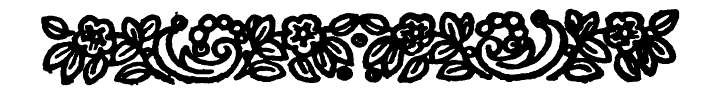
Das Christentum sah ja doch in seinem Ursprunge gar nicht so gemütlich, so harmlos aus, wie wir es jetzt zu sehen und zu predigen gewohnt sind. Damals war es doch auch aus dem Zweifel an der ganzen damaligen Kultur, aus dem radikalen Protest gegen alles

Bestehende geboren; es hatte sich verbündet mit allen revolutionären Geistern der Menschheit, es hatte alle alten Werte des Glaubens und der Moral umgeprägt. Wie, wenn nun dieser Geist der universellen Lebensreform, der schöpferische, vorwärtsdrängende Genius der Menschheit das eigentliche Lebenselement des Christentums von Hause aus gewesen, es im Grunde auch geblieben wäre in der ganzen Zeit christlicher Entwicklung? Dann wären von selbst schon die Werte des Lebens, mit denen wir herkömmlich arbeiten, umgewertet: Christen wären die Stürmer und Dränger, die göttlich-Unzufriedenen, die Mitverschworenen der Zukunft! Antichristen alle die, die diesen heiligen Geist der Menschheit lästern, zum Leben sprechend: so wie du bist, so bist du gut, so sollst du bleiben immerdar! Dann würde am großen Gerichtstage der Menschheit, bei der großen Scheidung der Geister, Nietzsche, der Antichrist, unter denen stehen, zu denen Christus spricht: komm herein, du Gesegneter des Herrn! während denen, die in Christi Namen vor einem Nietzsche sich bekreuzigen, einem Nietzsche fluchen, das Wort gelten würde: gehet von mir, ihr Uebeltäter!

So wollen wirs doch einmal versuchen, Nietzsche als den Propheten einer neuen Kultur zu betrachten! Ich werde dabei zunächst den Menschen als das Ziel, dann die Schönheit als die Gestalt, das Leben als das Gesetz, endlich die Ewigkeit als den Gehalt dieser Kultur darstellen. Und an diese Betrachtungen wollen wir dann eine Prüfung der Wege anschließen, die Nietzsche zu dieser neuen Kultur aufzeigt; Wege, die durch abgründige Leidenstiefen und über schwindelnde

Höhen von Seligkeiten führen, um zuletzt die Hindernisse ins Auge zu fassen, die diese Wege zu versperren drohen. Ich denke, daß diese Arbeit nicht nur denen zu gute kommt, die mehr oder weniger gründlich sich mit Nietzsche beschäftigt, sich entweder zu den begeisterten Jüngern oder den entschiedenen Gegnern dieser ausgeprägtesten Verkörperung modernen Geisteslebens rechnen. Ich denke, davon wird ein jeder unter uns seinen Ertrag mit nach Hause nehmen, der seine Hand an den Pflug gelegt, um seinen Lebensacker zu bestellen. Es schneidet ja auch der Pflug scharf in den Boden und reißt die Erde um, daß das Unterste zu oberst kommt. Aber dabei kommt Luft und Licht in die Furchen, daß der Same, der hineingestreut wird, ein fruchtbares Land finde. So wollen wir uns auch vor der Pflugschar nicht fürchten, die unser Inneres aufwühlt und umwühlt, vertrauend und glaubend, daß in dieser Menschenerde die Lebenskräfte Gottes schlummern, die uns Wachstum, neuen Frühling, neue Aussaat und Ernte der Menschheit bereiten!





Mensch und Übermensch

Als Rousseau auf seinen Wanderungen nach Paris gekommen war und sein unstetes Leben dort einige Jahre fortgesetzt hatte, fiel ihm bei Gelegenheit eines Ausflugs ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem die Akademie zu Dijon die Preisfrage zur Beantwortung gestellt, ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften die Sitten veredelt. Die Frage übte, wie Rousseau selbst es beschreibt, eine ungeheure Wirkung auf ihn aus; sie wirkte wie ein Blitz, der plötzlich eine finstere Nacht erhellt und dem Wanderer eine Orientierung ermöglicht. Unverzüglich macht er sich an die Arbeit. Mit fieberhafter Erregung schreibt er die Gedanken nieder, die wie eine göttliche Offenbarung bei dem Lesen der Preisaufgabe über ihn gekommen, und die von nun an sein Leben, seine Stellung in der Geschichte der Menschheit bestimmen sollen. Er beantwortet die Frage mit einem entschiedenen „nein", und seine Antwort erhält den akademischen Preis! — Auch die Weltgeschichte hat sich zu dem Rousseauschen „nein" bekannt. Es war das erste Feuerzeichen der großen französischen Revolution, es sprach das Verdammungs-

urteil aus über eine Kultur, die zum Zusammenbruch reif erschien. Am eigenen Leibe und Leben hatte Rousseau den Fluch dieser Kultur erfahren. Sie hatte ihm jene unordentliche Sehnsucht ins Herz gegeben, an deren Glut er sich verzehrte. Sie hatte ihn in eine Gesellschaft gestellt, in der alles verkünstelt und verdorben, unecht und hohl geworden. Diese Kultur hatte die Sitten nicht veredelt, sondern die Menschen verroht, und dann den gleißenden Firnis über die Außenseiten des Lebens gezogen, durch den das Leben erst recht eine große Lüge geworden. So wird nun Rousseau der Prophet, der die Menschen zur Buße, zur Sinnesänderung ruft, der eine radikale Umkehr fordert von der Kultur zur Natur, von dem, was die Menschen aus sich, aus dem Leben gemacht, zu dem, wozu die Natur den Menschen bestimmt. Die Natur hat dem Menschen den freien Gebrauch seiner Gliedmaßen gegeben: die Kultur schnürt ihn gleich bei seiner Geburt ein in die engen Wickelbänder, die ihn steif, kurzatmig, verkrüppelt machen fürs ganze Leben. Von Natur lebt der Mensch sich aus, gibt er sich wie er ist: in der Kultur wird er listig, verschlagen, verlogen. — Und die Kulturmenschheit des 18. Jahrhunderts hört mit aufhorchender Seele das Grablied, in dem einer ihrer edelsten Söhne seinem gequälten Herzen Luft macht; gegen die tiefen Herzenstöne, die dieser Bußprediger des 18. Jahrhunderts angeschlagen, versagt selbst der Witz und Spott eines Voltaire, der dem Naturmenschen Rousseaus die Frage entgegenhält, „ob es denn des Menschen Bestimmung werden solle, wieder auf allen Vieren zu

kriechen". Nach einigen Jahrzehnten trägt das revolutionäre Frankreich eine Kultur zu Grabe, deren sittlicher Wert selbst einer französischen Akademie fraglich geworden, deren sittliche Verurteilung eine Akademie mit dem ersten Preise belohnt.

Die Kulturfrage ist heute wieder gestellt, ist verneint, nicht nur von der großen Schar derer, die von ihr kaum etwas anderes erfahren als die Wunden, die sie ihnen geschlagen, die vor ihr stehen mit dem bitteren Gefühl, daß sie diese Kultur mit dem Schweiße ihres Angesichtes wohl schaffen, aber nicht an ihrem Genuß sich erfreuen dürfen. Der Wert dieser Kultur ist ebenso in Frage gestellt von denen, die von allen ihren Segnungen gesättigt an der Spitze ihrer Pioniere stehen: von einem Stuart Mill, dem politischen Ökonomen, der bekennt, es sei ihm fraglich, ob alle Fortschritte unserer Kultur auch nur die Leiden eines einzigen Menschenwesens gemildert hätten, von Huxley, dem Naturforscher, der den gegenwärtigen Zustand des größeren Teiles der Menschheit heute so unerträglich findet, daß er, falls sich kein Weg der Besserung finden lassen sollte, das Herannahen eines gütigen Kometen, der die ganze Geschichte wegfegte, als wünschenswertes Ende vom Liede mit Freuden begrüßen würde. — Der Proletarier sah diese Kultur über sich, und je unerreichbarer sie ihm war, desto glänzender erschien sie seinem Auge, desto weniger dachte er daran, daß auch auf ihren beneideten Höhen nicht alles Gold sein könne, was glänze. Der an Geistes- und Herzensbildung hochstehende Menschenfreund sah die Masse der Menschen tief unten im Schlamm und Staub

des Lebens, er verzweifelte, ob es jemals bei aller Liebesmühe möglich sein werde, sie zu sich emporzuheben, die Lasten des Lebens ihnen zu erleichtern. Und wo der Wert dieser Kultur gar nicht in Frage gestellt wurde, da stand es um den Wert derselben nur noch um so schlimmer. Der Philister, der Mann der goldenen Mitte, der alle Extreme nicht leiden kann, begreift ja überhaupt nicht, wie ein vernünftiger Mensch den Wert unserer Kultur anzweifeln kann. Er liest ja jeden Tag in seiner Zeitung, wie herrlich weit wir's heute gebracht haben, er schwärmt von den ungeheuren Errungenschaften der Technik und begeistert sich dafür, wie viel Gutes doch heute von allen Seiten in der Welt getan werde, und namentlich im neuen deutschen Reich ist ihm der Himmel auf Erden erschienen. Das verbietet ihm sein Patriotismus, zu glauben, daß die deutsche Fahne nicht überall die Zivilisation fördere und vertrete; es wäre ein Hochverrat, wenn Menschen behaupten wollten, daß es noch Interessen gebe, die über die hinausgehen, die ihm die höchsten sind, über Kaiser und Reich hinaus!

Von ganz anderer Seite und ganz anderem Standpunkt aus betrachtet Nietzsche unsere Kultur, namentlich unsere nationale, unsere deutsche Kultur. Er sieht sich die Ideale an, die wir in unserer Kultur uns gestellt, und findet diese Ideale so minderwertig, so erbärmlich, daß es ihm fraglich erscheint, ob wir Deutschen uns bis jetzt überhaupt unter die Kulturvölker rechnen dürfen. So wird Nietzsche doch der radikalste Verneiner unserer Kultur. Ihn bewegt nicht das Elend der Massen, nicht die große soziale Not unserer Zeit. Er bedauert nicht,

daß die Segnungen unserer Kultur nur so wenigen zuteil werden, da ihm selbst diese Segnungen äußerst fragwürdig geworden sind. Er findet unser Leben so barbarisch, so kulturfeindlich, daß er die ersten Elemente einer wahren Kultur in diesem Leben noch vermißt. Damit hat Nietzsche sich freilich dem großen Strome der Zeit entgegengeworfen, er hat das getan, was er selbst als unzeitgemäß bezeichnet. Er hat aber damit zugleich eine Frage hineingeworfen in unsere Zeit, die wohl noch brennender ist als die brennendste, die wir sonst so nennen, als die soziale Frage selber, weil sie auch bei dieser letzteren die Hauptsache ausmacht; er hat damit alle die göttlich Unzufriedenen um sich versammelt, die nun ihr eigenstes Leid, ihre innerste Seele in Nietzsche wiederfinden: es ist die Frage, wie der Mensch denn bei dieser Kultur fahre, was der Mensch aus ihr und an ihr habe? — Diese Frage ist so, wie Nietzsche sie stellt, noch nicht gestellt worden. Nietzsche steht weder unter den Extremen der Fülle und der Not, noch unter denen, die den breiten Raum zwischen beiden einnehmen; er stimmt nicht ein in die Klagen der Mißvergnügten noch in die Loblieder der Glücklichen und Zufriedenen; seine Frage ist eine Gewissensfrage an die Kultur überhaupt, die doch nicht eine Kultur der Erde, sondern eine solche des Menschen sein soll. Damit trifft Nietzsche den Kern der Sache, der bisher kaum geahnt worden. Das hatten die verschiedenen Ankläger unserer Zeit nicht bedacht, daß auch in jeder noch so wünschenswerten und noch so herrlich ausgedachten Neuordnung der Dinge, doch der Mensch das Entscheidende und Aus-

schlaggebende sein müsse, und das war den Lobrednern der Zeit ebenso entgangen, daß stärkere Maschinen, größere Städte, bequemere, wohnlichere Häuser keine Kulturwerte seien, wenn es nicht gelänge, neue, größere Menschen zu schaffen; sie hatten vergessen, daß alle Kultur um des Menschen willen da sein, vom Menschen ausgehen, vom Menschen getragen werden und im Menschen münden müsse. — Wir alle hatten wohl einmal eine Zeit, in der wir meinten, die Ursachen des Völkerreichtums seien zugleich die treibenden Kräfte aller Kultur, in den Bewegungsgesetzen der Volkswirtschaft hätten wir einen allgemein gültigen Maßstab für das Auf- und Niederwogen der Menschenwerte, und wenn wir eine günstige Handelsbilanz erzielt, wenn die Statistik von Einfuhr und Ausfuhr den Wünschen der interessierten Volkskreise entsprach, dann jubelte alle Welt über den Aufschwung, den das Leben einmal wieder genommen, und wer in den allgemeinen Jubel nicht einstimmte, der wurde als ein Nörgeler, ein Mißvergnügter abgetan, er war mindestens verdächtig, zu den Männern des Umsturzes sich hinzuneigen. Darüber war an uns das Wort in Erfüllung gegangen, das schon Cicero seiner Zeit zugerufen: „Wehe dem Volk, dessen Reichtümer steigen, während die Menschen sinken!“ Die Menschen waren ja gesunken! Eben diese sogenannte Kultur hatte sie niedergehalten; diese Kultur hatte sie mit so vielem und schwerem Gepäck belastet, das sie jeden Tag mitschleppten, weil sie es für unentbehrlich hielten zum Leben, während es sie doch nur hinderte, Menschen zu sein, Menschen zu werden! Der große Wahnsinn hatte

sich furchtbar gerächt, daß eine Kultur sich breit gemacht, bei der der Mensch hintennach hinken sollte, in der Hoffnung, der werde sich dann schon von selber machen. Das hatte sich gerächt namentlich in Deutschland, von dem Nietzsche in einem seiner beißenden Schlagwörter sagt, es sei Europas Flachland geworden. Flach, das war in der Tat eine Zeitlang das richtige Wort für alles, was in diesem Lande der Dichter und Denker auf Anerkennung rechnen wollte. Je flacher, desto besser, desto berühmter! Nur keine Höhen, die man erklimmen mußte! keine Abgründe, vor denen einem schwindlig werden konnte! Nichts, was anders war, als der Durchschnitt, was sich abhob von dem Gewohnten, dem Herkommen! Höhen und Tiefen, Unterschiede und Entfernungen galten nur noch in dem Haben, nicht in dem Sein, sie redeten aus den Steuerlisten, nicht aus dem Menschenwesen, den Menschenkräften.

Wenn das Gott sei Dank heute langsam und allmählich anfängt, anders, besser zu werden, dann dürfen wir Nietzsches nicht vergessen, der mit seiner ganzen Glut und Leidenschaft die Menschen von dieser Flachheit, dieser Verflachung aller Menschenwerte wieder zu Größenschätzungen des Lebens hingeführt, und ihnen gepredigt, daß in der Bestimmung zur Größe der Mensch seine wahre, seine ureigenste Bestimmung gefunden. Größe, Menschengröße aber ist die Kraft des eigenen Willens, Entfaltung der freien Persönlichkeit, denn nur dadurch ist er Mensch, daß er imstande ist, ein „ich will“ zu sprechen. So liegt in dem „ich will“ aller Menschenwert beschlossen; Menschen zu schaffen, die sagen können

„ich will", das ist das Ziel und die letzte Aufgabe, aber auch die Probe jeder echten Kultur. Dieses „ich will" ist der höchste Gipfel des Menschen, in diesem „ich will" verschwindet jedes ängstliche, qualvolle „ich muß", jeder Zwang der äußeren Notwendigkeit. „Damit kocht sich der Mensch noch jeden Zufall in seinem Topfe und macht daraus, was ihm selber nützlich ist." Dann verschwindet aber auch jedes „ich soll"! Die Pflicht selbst unterstellt sich der Mensch, der das höhere Recht in sich trägt, zu ihr sein Nein oder Ja zu sprechen, der alles Böse und Gute, das andere ihn gelehrt, seinem eigenen Willen unterwirft und damit seinen Standort nimmt jenseits von gut und böse. Das ist der Mensch, der wirklich Herr geworden ist, nicht allein über den Sabbat und seine altgeheiligten Sentenzen, sondern über alle Sentenzen des Lebens, über alles, was die Menschen heilig oder unheilig genannt, über alle Sprüche, die sie geschrieben, gedacht, getan, daß sie nicht eine Ohnmacht und Fessel, sondern eine Kraft und Freiheit ihm werden, daß alles ihm lebenfördernd wirke, weil es um seinetwillen da ist.

Aber solche Willens-Menschen gibt es nicht, gibt es heute noch nicht; sie sind nicht die gegenwärtigen, sondern die zukünftigen, sie sind ein Ziel, eine Aufgabe, nicht eine Wirklichkeit. Sie gehen über den heutigen Menschen so weit hinaus, wie der heutige Mensch über den Affen, den er in seiner Entwicklung hinter sich gelassen. Darum heißt dieser Zukunftsmensch, der Mensch, der kommen soll: der Übermensch; er ist ein Menschenideal, in dem alles Unlebendige, Unfreie, alles Absterbende, Schwäch-

liche und Krankhafte am Menschen ausgetilgt, alle großen, schöpferischen Willenskräfte entfaltet und zu Kulturwerten ausgeprägt sein sollen. — Das ist der Sinn der Nietzscheschen Predigt vom Übermenschen, und dieser Sinn hat nichts zu tun mit der Fratze, zu der böser Wille oder Unverstand das Bild des Übermenschen gemacht hat. Der Weg zum Übermenschen geht hinauf, hinauf zu bewußter Tat und kraftvollem Schaffen, nicht hinab zu stumpfsinnigem Genuß, zu schlaffer Nachgiebigkeit gegen verweichlichtes, verwildertes Triebleben. Der Übermensch soll eben ganz und gar die Überwindung des heutigen, des lebensmüden, der Todessehnsucht verfallenen Menschen sein, daß auch die kranken Instinkte gesunden, die erlahmenden, absterbenden Triebe erstarken. — Mit dieser Predigt vom Übermenschen kommt in unsere Zeit wieder ein großer, messianischer Zug, ein kühner Glaube, daß wir noch nicht das letzte Wort sind, das der Genius der Menschheit gesprochen, eine fröhliche, selige Hoffnung, daß die besten Schätze, die größten Taten, die höchsten Ziele des Menschenwesens noch in der Zukunft, vor uns, über uns liegen. Die Predigt ist wie Frühlingsbrausen, das durch die Lande geht, der Welt verkündend, daß aus dem Schoße der Zeiten ein Neues werden will, ein Größeres, Besseres, als alles, was wir selber gewesen, was wir einmal groß und gut genannt. Und das Neue will nicht nur werden, wir sollen es schaffen: der Übermensch soll unser Wille, unsere Tat werden! — Damit gibt er, der Kommende, doch uns, den Gegenwärtigen, einen neuen Lebensinhalt und Lebenswert. Das ist die neue, die unerhört große Verantwortlichkeit, die das

Menschenleben jetzt bekommt, und die alle die kleinen Verantwortlichkeiten, mit denen die Menschen heute sich abquälen, verschlingt, totschlägt: daß wir unser Leben zu rechtfertigen haben vor der Zukunft, vor dem Kommenden, vor unseren Kindern! daß sie durch uns einmal größer, besser, freier werden als wir allesamt gewesen! Damit bekommt die Ehe einen neuen Wert, die Erziehung eine neue Aufgabe. „Nicht fortpflanzen sollen wir uns in der Ehe, sondern hinauf! Nicht ein erbärmliches Behagen zu zweien soll die Ehe sein, ein Lückenbüßer und Notbehelf bei der Unvollkommenheit und Schwäche des einzelnen, am wenigsten ein Wunsch des Tieres in uns und seines Bedürfnisses: ein heiliger Garten soll sie werden, darin der Mensch über sich selbst hinauswächst, ein Wille zu zweien, das eine zu schaffen, was mehr ist als die, die es schufen." — Und unsere Kinder sollen wir nicht bei uns festhalten durch die Erziehung, sondern von uns losmachen, daß sie nicht mehr zu unseren Füßen liegen, sondern auf unseren Schultern stehen und freier, weiter in die Welt hinausschauen als wir. Denn in unseren Kindern sollen wir das Kommende lieben, schaffen, den Weg zum Übermenschen, dem freien und großen, der den gegenwärtigen, den kleinen Menschen mit allen seinen Sklaveninstinkten überwinden soll.

Meine Freunde: über sich hinaus hat die Menschheit noch stets geschaut, wenn eine neue große Lust des Lebens und des Schaffens über sie gekommen ist. Und es wäre nur ein Zeichen trostlosester Versumpfung des Lebens, wenn wir heute solche Schau nicht mehr verständen, wenn wir wohl gar den Übermenschen denen

überlassen müßten, die aus ihm einen Untermenschen machen möchten, ein Bild ihrer eigenen Armseligkeit und Dürftigkeit. Grau in grau würde ja das Leben sich malen ohne solchen Zukunftsblick der Seele; ein sinnloses Spiel wäre dieses Leben, dem wir schnell ein Ende machen sollten, wenn wir nur warten wollten, ob der Einsatzwurf bei demselben auch wieder herauskäme, statt selber Werte zu schaffen, an denen die kommende Menschheit sich bereichern, um die sie sich zum neuen Schaffen sammeln kann. Und wehe müßte es uns ums Herz werden jedesmal, so oft wir ein Kind auf den Arm nähmen, ein Kind an unser Herz drückten, wenn wir dächten, daß in ihm und seinem Leben sich nur wieder das alte Lied und das alte Leid wiederholen würde, das zwischen geboren werden und sterben liegt; wenn wir nicht in jedem jungen Leben eine neue lebendige Gotteskraft grüßten, die fortsetzen soll, was wir nicht zu Ende geführt, die gut machen soll, was wir verfehlten in unserem Leben. Und daß wir in diesem jungen, werdenden Leben mitten drin stehen, daß wir auch mit den alternden Tagen noch einem jungen Leben helfen können, daß es sein Leben besser versteht, tiefer erfaßt, kraftvoller erfüllt, daß wir aus Sklavenseelen große, freie, starke Menschenseelen machen können, dies ist unseres Lebens göttlicher Wert, unsere höchste Lust und Seligkeit





Kunstschaffen

Die Leidenschaft, mit der noch vor wenigen Jahrzehnten die religiösen Gegensätze aufeinanderprallten, scheint jetzt in die Kreise der Kunstenthusiasten übergegangen zu sein. So erregt, wie damals die Anhänger des alten und des neuen Glaubens miteinander gestritten, stehen jetzt die Jünger der klassischen und der modernen Kunst gegeneinauder, um sich gegenseitig zu verketzern und sich das Existenzrecht in der Welt streitig zu machen. Anfangs schien es allerdings, als ob der religiöse Kampf vor dem ästhetischen das voraus haben sollte, daß er die größeren Massen aufwühlte und die Menschen bei ihren ureigensten, innersten Lebensinteressen erfaßte, während es doch zunächst nur kleinere, bevorzugtere Kreise waren, die sich um die Fragen der Kunst kümmerten und in denselben für oder wider Partei ergriffen. Aber schon fangen die Grenzen der beteiligten Kreise an, sich gewaltig zu verschieben. Das Volk, die Masse, steht den religiösen Fragen immer teilnahmloser und verständnisloser gegenüber; aber bei allem, was die Kunst angeht, fühlt es sich mitbeteiligt und demgemäß auch berufen, ein Wort mitzureden. Die Kirchen werden immer leerer, die Theater,

Konzertsäle, Museen immer gefüllter; für ein religiöses Buch findet sich heute kaum noch ein Verleger, ein neues Schauspiel, ein neuer Roman erlebt ungezählte Auflagen. — Diese Wandlung der Dinge dürfen wir nicht ohne weiteres beklagenswert nennen. Auch in ihr geht die Menschheit einen Schritt aufwärts, reift sie einem höheren Dasein entgegen, und wenn wir die Sache nur richtig verstehen, so hören wir auch aus ihr eine heilige Gottesmahnung an unser Leben, auch an unsere Kirche heraus. — Es sind ja führende Geister ersten Ranges, die unserem Leben den Weg zu einer neuen, einer ästhetischen Kultur gewiesen haben, prophetische Geister, die aus nächt'ger Dämmerung das Morgengrauen eines kommenden Tages geschaut, eines Tages, an dem die Schönheit den Reigen des Lebens zu führen berufen sein wird. Es waren ernste Philosophen, die wie Kant die Kunst als den Schlußstein zu dem hehren Gebäude, das Erkenntnis und sittlicher Wille im Leben zu errichten berufen sein solle, betrachteten, oder wie Schopenhauer in ihr die Enthüllung des Welträtsels, die ureigenste Offenbarung des göttlichen Lebensgeheimnisses erblickten. Es war der Heros von Baireuth, der in seinem Kunstwerk der Zukunft alle geistigen und sittlichen Lebenskräfte des Menschenwesens zusammenfassen und für eine Reformation unseres Volkes an Haupt und Gliedern, ja, für eine Wiedergeburt der gesamten heutigen Menschheit fruchtbar machen wollte. Und unter diesen Propheten einer neuen ästhetischen Kultur nimmt Nietzsche einen ganz besonderen, für den Gang der Zeit überaus bedeutsamen Platz ein. Er hat zuerst als der begeistertste

Apostel des Evangeliums von der welterlösenden Kunst seine Feuerbrände ins Land geschleudert, um bald darauf die Götter, die er eben noch so inbrünstig verehrt, als Götzen zu schmähen und zu lästern. Aber wenn ihm auch der Glaube an die Kunst, nicht nur an diese oder jene, sondern an jede Kunst, arg ins Wanken geraten ist, so ist der Künstler in ihm doch lebendig geblieben, und selbst in allen bösen Fragezeichen, die er später hinter alle Kunstwerte setzt, ringt sein Geist doch nur nach besseren, zuverlässigeren Werten, nach neuen, reineren Offenbarungen des künstlerischen Genius; und gerade in diesen Fragezeichen wird er uns ein Befreier und Wegweiser zugleich, der Befreier von einem Taumel, in den die überschäumende Kunstbegeisterung die Menschen versetzt, der Wegweiser zu einer lebendigeren, kraftvolleren Schönheit, die das menschlichste, das göttlichste Gewand unseres gesamten Menschendaseins zu bilden berufen ist.

Wir dürfen es uns dreist sagen, daß die große Bewegung und Gärung im Kunstleben unserer Zeit zugleich einen Wendepunkt in unserem ganzen Kulturleben bedeutet, und dieser Wendepunkt eröffnet eine neue Perspektive in weite, unabsehbare Fernen, wo aus neuen Kämpfen neue Siege der Menschheit errungen werden. Der große Zwiespalt, der durch unsere heutige Welt hindurchgeht und die Menschen so krank und schwach, so genesungs- und erholungsbedürftig macht, erscheint auf einer bestimmten Stufe als der Gegensatz zwischen Leben und Kunst. Ernst sei das Leben, heiter die Kunst, so hatte man uns gelehrt. Aber das war

das Verhängnis unserer Zeit, daß sie Ernst und Heiterkeit nicht zusammenbringen konnte, daß der Ernst auf den Wochentag und seine Arbeit, die Heiterkeit auf den Feiertag und seine Erholung verlegt wurde. So wurden die Kunst und das Leben auseinandergerissen. Die Kunst war keine ernste Sache, keine Lebenssache mehr, die ein wahres, notwendiges Bedürfnis des Menschen befriedigt, sie war ein Luxus geworden, eine Spielerei, und weil doch nur wenige Menschen in der Lage sind, sich solchen Luxus zu gestatten, so war die Kunst ein Vorrecht dieser wenigen, der Reichen geworden, die nicht zum mindesten deshalb, weil sie in Kunst lebten, für die Glücklichen gehalten wurden. Dort unten im Leben, wo die Not haust und das Elend, wurden die Trauerspiele ja wirkliche, fürchterliche Trauerernste, da oben dagegen wollte man nur die Spiele der Lust, die so ganz und gar das Sinnen und Denken der Menschen in Anspruch nahmen, daß selbst die Trauerspiele nur dem Ergötzen dienten, und man in ihnen nur ein Gaukelspiel der Sinne, nicht eine Wirklichkeit des Leides und des Schmerzes anschaute. Was Gott zusammengefügt, das hatte der Mensch geschieden, und daraus war eine Kultur geworden, bei der es ein Leben gab ohne Kunst und eine Kunst ohne Leben, daß alle Beteiligten unter einem Drucke standen und litten, den sie doch selber nicht verstanden. — Die Menschen hatten früher auch gearbeitet; aber es gab eine schöne, eine glückliche Zeit, wo auch die Arbeit noch eine Lust und Freude in sich barg, und wo über jeden tiefen Ernst des Lebens eine sonnige Heiterkeit sich lagerte. Die Kunst ging durchs

ganze Leben, durch jeden Handschlag, den der Mensch tat, sie wohnte in jedem Winkel, dahin eines Menschen Fuß gekommen war. Kunst war des Menschen Leben selbst, denn in ihm zeigte er sein Können, seine Freiheit, seine Schöpferkraft, mit der er die Dinge gestaltete nach seinem Bilde. Da wurde jeder Handwerker ein Künstler, jeder Bauer ein Dichter und Sänger. Der Mensch legte in alles, was er tat, sagte, lebte, ein Stück Seele hinein; da ward sein Werk ein Kunstwerk, sein Wort ein Gedicht, sein Leben eine Schönheit. Kein Mensch lebte vom Brote allein, ein jeder hörte und hatte noch ein Wort, das durch den Mund Gottes ging. Das predigten ihm nicht nur seine Dome, das sangen ihm seine Spielleute und all das fahrende Volk, und die Priester selber waren noch Künstler, sie würzten ihnen den Ernst des Glaubens mit kräftigem, übersprudelnden Scherz, daß mit göttlichem Humor der Mensch alle Angst und Not des Lebens unter sich zwang. Dann aber meinten die Menschen, vom Brote allein leben zu können, und auch das Wort, das durch den Mund Gottes geht, sollte ihnen nur Brot, bürgerlichen Einfluß, politische Macht sichern. Jetzt ließ der Mensch seine arme Seele hungern, und wenn sie nach einem lebendigen Gottesworte verlangte, so erhielt sie statt dessen nur Druckerschwärze und den heilig besprochenen Buchstaben der Bibel. Daran konnte sie nicht satt werden, dabei verlor sie jede Kraft sich zu regen; und weil der Mensch mit der Seele nicht mehr arbeitete, so arbeitete in ihm nur noch der Kopf oder der Arm und der Fuß. Der Mensch hatte aufgehört, ein Künstler zu sein, der seine

lebendige Seele dem Leben einhauchte und alle Ernste des Lebens und des Leidens verklärte durch den Sonnenschein seiner lebendigen Liebe. Wer Kunst haben wollte, konnte sie nicht schaffen, er mußte sie kaufen, und wer sie nicht kaufen konnte, mußte auf dieselbe verzichten. So wurde unser Leben so nüchtern und verständig wie ein protestantischer Gottesdienst, in dem es zwar keine Priester, aber auch keine Künstler mehr gibt, sondern nur noch Schriftgelehrte, Theologen, in dem aus der Religion eine theologische Lehre, aus dem Glauben ein gelehrtes Rechenexempel, aus dem Christentum eine aktenmäßig niedergelegte Prozeßverhandlung zwischen dem Menschen und Gott geworden war. Wie in dieser Kirche wohl Schmuck und Farbe, unter Umständen wohl Pracht und Pomp gefunden wird, aber kein lebendiger innerer Zusammenhang zwischen dem, was diese Kirchen äußerlich darstellen und dem, wozu sie eigentlich dienen sollen, so haben auch unsere Privathäuser die lebendige Verbindung verloren zwischen ihrer Ausstattung und ihren Bewohnern; man sieht diesen Häusern wohl an, ob die Menschen, die in ihnen wohnen, reich sind oder arm, aber nicht, ob sie eine Seele haben und was in dieser Seele lebt. Und weil die Kunst keine eigene Seele mehr hatte, so wurde sie so gönnersüchtig und bettelhaft, sie buhlte um die Gunst der Reichen und Mächtigen, um an ihren Tischen zu sitzen oder wenigstens von den Brosamen sich nähren zu können, die von ihren Tischen abfielen, sie ging selber nach Brot und huldigte dem allgemeinen Grundsatz, Brot haben sei die heiligste der Pflichten! — Seht, dahin zielt im letzten Grunde

jene mächtige Bewegung der Geister, als deren lautester und eindringlichster Herold Friedrich Nietzsche aufgetreten ist: Kunst und Leben wieder zusammenzubringen, eine Lebensanschauung zurückzuerobern, sie neu zu schaffen und zu begründen, in der der Mensch wieder Schönheit sehen, Schönheit schaffen lerne. Das war die kühne, die Großtat dieses Feuergeistes, daß er in glühendster Seelensprache aussprach, was allen tieferen Geistern längst auf der Seele gelegen, daß jedes echte, große Menschenleben ein Kunstschaffen in sich trage als seinen hehrsten und höchsten Menschenberuf, daß alle Menschenkultur ohne lebendige Betätigung der Kunstkraft der Menschenseele doch nur der tierischen Roheit, der Barbarei diene. — Dazu geht der Dichter-Philosoph zurück auf den Urgrund des Naturlebens, aus dessen geheimnisvollen Tiefen alle ungestümen, wilden Triebe hervorbrechen, die im Menschen nach Bildung und Gestaltung ringen. Es ist das Leben, das seinen Tod sucht, um in der schmerzlichen Lust seines Unterganges sich selbst zu erneuern, dann aber vom Menschen erschaut wird in den Wonneschauern, die seine ureigenste, ewige Offenbarung ihm bereitet. Aus Schmerzen Lust zu gebären, aus der erschütterndsten Tragik des Todes Kräfte des Lebens zu saugen, am Unergründlichen sich zu berauschen, um im göttlichen Rausche der Seele süße Traumbilder zu gestalten, das heißt Musik, das heißt Kunst, in der der Mensch, die fleischgewordene Dissonanz, die ewige Verkörperung von Leben und Tod, über sein ganzes widerspruchsvolles Wesen hinausringt, um zum Tode die Verklärung zu bilden, Gestalten zu schaffen, in denen

er seine eigene Erlösung vom Ernste, vom Fluche des Daseins feiert. Hier ist die Kunst keine Spielerei, keine Tändelei mehr, sie ist höchster und doch heiterster Ernst, sie kehrt wieder zurück vom Dienste des Todes, den sie geleistet, zu ihrem Leben, das sie empfängt von jedem Worte, das durch den Mund Gottes geht. Und darin liegt das Überwältigende, das Prophetische in dieser Kunstpredigt. Sie sagt uns, daß wir das Leben noch lange nicht begriffen, wenn wir mit Winkelmaß und Zollstock seine Länge und Breite ausgemessen, daß die Natur noch etwas anderes ist, als was die Gelehrten aus ihr berechnen und die Forscher in ihr sehen mit ihren Fernrohren und Mikroskopen; sie lehrt uns lauschen auf das Wehen eines Geistes, dessen Brausen wir wohl hören, von dem wir aber nimmer wissen, woher er kommt und wohin er geht, der elementare Kräfte, Instinkte, Leidenschaften und Freudenschaften im Menschen hervorbringt, die der Mensch wohl formen und bilden, denen er Maß und Richtung geben kann, deren Kommen und Gehen, deren Auf- und Niederfluten aber nicht in seiner Gewalt steht. Was die Theologen von der Bibel lehrten, und was unter ihrer Hand ein leerer Name, ein toter Begriff geworden war: Inspiration, göttliche Eingebung, das kommt nun wieder zu seinem Recht im ganzen Menschenwesen. Die göttlichen Eingebungen und göttlichen Einfälle, das sind die wahren Lebenselemente des Menschen, in ihnen fühlt die Seele ein schöpferisches Leben in sich, in ihnen ist sie sich selbst ein Beweis, daß ihre Gebundenheit kein Sklavendienst, sondern eine Freiheit, daß ihre tiefste Leidenspein selbst ein schaffendes Leben, eine schaffende Lust ist.

Ist es nur das tragische Verhängnis einer kranken Menschenseele, ist es das dämonische Spiel eines allzeit verneinenden Geistes, wenn nun eben derselbe Prediger dieser grandiosen Kunstprophetie bald an seiner eigenen Predigt irre wird, wenn er sie zuletzt von sich abstößt mit gellendem Lachen? Der Dichter-Philosoph fängt an, über seine Predigt zu denken! Da macht die Kunst dem Denker das Herz schwer! Die Kunst redet ja eine Sprache, die der Gedanke nicht aussprechen kann, sie läßt Saiten im Menschenherzen erklingen, die ein Jenseits zu allen Gedanken ahnen lassen wollen. Und der Denker von heute hat doch jedem Jenseits seiner Gedanken den Abschied gegeben, es soll kein Unfaßbares für sein Gefühl mehr geben; so fühlt er in jeder Kunst einen Stich in seinem Denkerherzen, einen Zweifel, ob er das Unbegreifliche festhalten, oder dem allzeit Begreiflichen sich verschreiben soll. Und dieser Zweifel wird bald in der Zarathustra-Dichtung zum offenen Sündenbekenntnis: Die Dichter — und Zarathustra selbst ist ein Dichter — lügen zu viel! Es sind verfälschte Weine, die sie ihren Durstenden zum Trank vorsetzen, sie trüben alle ihre Gewässer, auf daß sie tief erscheinen. Zum Reiche der Wolken zieht's sie immer wieder hinan, und auf diesen allzuleichten Untergrund setzen sie ihre Luftgestalten. — Da ist Zarathustra der Dichter müde geworden ihrer Lügen, er ist seiner selbst müde geworden". — So aber schleicht nun dieser Zweifel an der Kunst in die Seele gar mancher ihrer begeistertsten Propheten, und es sind doch nicht die schlechtesten Künstler, an deren Seele diese Zweifel nagen! Um eine schöne Kultur zu schaffen, in der der Mensch eine höhere

Offenbarung göttlichen Lebens in sich aufnimmt und zu einer höheren Stufe seiner Menschheitsentwicklung emporsteigt, ist diese Kunst, die im Rausch und Traum ihre Lebensweihen empfängt, doch nicht berufen. In der Tat, diese Künstler lügen zu viel! Ja, sie suchen das Leben, sie hungern nach Leben; aber weil ihnen das Leben selbst zu lebendig, zu natürlich ist, so schaffen sie eine künstliche Glut, in deren Hitze sie erst das Leben zu haben wähnen. So wird der zweite Betrug ärger als der erste. Der Teufel der nüchternen Prosa wird ausgetrieben durch den Beelzebub überreizter Nerven, aus der Einförmigkeit des Alltagslebens flüchten die Menschen zum Raffinement des Empfindens, das sie durch die Kunst in sich erstehen lassen wollen. Die Dichter lügen zu viel, nicht indem sie uns Märchen erzählen — ach, das Märchen könnte ja die schönste, heiligste Wahrheit sein! Sondern indem sie Gefühle heucheln, die sie nicht haben, die nicht natürlich in ihnen geworden, sondern durch Narkose in ihnen erzeugt sind. Und die Bildner, die Maler lügen zu viel, nicht indem sie Farben und Formen schaffen, die keines Menschen Auge je gesehen, sondern indem sie sich selber untreu schaffen, ein fremdes Leben, das sie irgendwo sich eingeimpft haben, für eigenes ausgeben. Sogar die Baumeister lügen zu viel, weil sie ihre Werke zwingen, eine fremde Sprache zu reden, als ob der Stein sich schämen müßte als Stein zu reden, das Holz als Holz, das Eisen als Eisen!

Der Nietzschesche Zweifel an der Kunst, das ist heute schon die Forderung geworden an die Wahrheit der

Kunst und die Wahrhaftigkeit des Künstlers! Und welche neuschaffende Kraft in dieser Forderung liegt für unsere ganze Kultur, für die innere Gesundung unseres Volkslebens, das werden wir erst vollständig begreifen, wenn aus derselben die andere, die ihr gleich ist, in unser Leben eingedrungen sein wird: die Forderung der Einfachheit! Wenn wir begriffen haben werden, was ein Engländer in seinen Kunsthoffnungen und Kunstsorgen ausgesprochen, daß es nur einen Weg zur Volkskunst gibt: daß wir ein einfaches Leben führen.

Der Mensch lebt nicht vom Brote allein, darum ist es eine Lebensfrage für die heutige, die kommende Menschheit, daß auch in unserer Kunst den Menschen ein Wort ins Herz hineingeredet wird, das durch den Mund Gottes geht, daß wir ein Leben in uns und um uns her gestalten, auf dem nicht die dumpfe Schwere einer mit tausend Ängsten und Sorgen künstlich belasteten Kultur liegt, sondern ein Leben, wo der Mensch frei atmen kann, weil er Gottes Odem, frische freie Lebensluft in sich einatmet. Schönes Leben, künstlerische Kultur, das bedeutet ja so ziemlich genau das Gegenteil von dem, was so viele heute sich noch darunter vorstellen: nicht mehr gepolsterte Stühle, mehr Kissen und Teppiche, buntere Bilder an den Wänden und eine überladenere Fülle von allerlei Zierat auf den Tischen; das heißt ein Leben voller Seele, durchleuchtet von hellem, warmen Sonnenschein der Liebe; wo alles, was der Mensch schafft und was ihn umgibt, durchs Auge und Ohr auch einen Weg zum Herzen findet, um ihm Zeugnis zu geben von einer Freude und einer Ordnung, einer Freiheit und

einer Wahrheit, bei der der Mensch sprechen kann: hier ist's gut sein, hier laßt uns Hütten banen! Zu solchem schönen Leben bedarf es so wenig und doch so viel! So wenig Kostbarkeit und doch so viel Herzlichkeit! So wenig Geld und doch so viel Geist! Da liegen Aufgaben vor uns, riesengroß aber nicht hoffnungslos! Aufgaben, zu denen eine Nietzsche-Gemeinde wohl die ersten Anregungen geben mochte, in denen aber auch der Meister selbst weit, weit über sich selbst hinausweist. Alles, was Menschenantlitz trägt, hungert auch nach einem jener lebendigen Gottesworte, die in allem, was schön ist, den Menschenherzen sich offenbaren. Ich habe Kulturkrüppel gesehen, die an allen Wunden krankten, die das Leben dem Menschen schlagen kann. Freudlos schien ihr Gefangenendasein von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr sich hinzuschleppen; und doch kannten sie eine Freude, die ihr Leben erhellte: wenn sie singen durften! Singen nicht so, wie unsere Ohren es schön nennen würden, aber doch so schön, so ergreifend, daß einem das Herz dabei überwallen möchte. Ach, wie reich, wie schön wäre erst unser Leben, wenn wir alle auch nur so singen könnten, singen mit dem Herzen, das aus all seiner Enge hinausringt in die selige Weite, das im tiefsten Leid und bittersten Ernste des Lebens sich hinaufsingt zur starken, heiteren Fröhlichkeit, darin die schrillsten Dissonanzen des Lebens ausklingen in einen stillen, seligen Akkord des Friedens!



Das Gesetz des Lebens

DER Sinn für das Schöne ist eine elementare Lebensregung im Menschen; er gehört so ganz zum Leben und Wesen des Menschen, daß der Mensch in ihm erst sich selber wiederfindet. Der Mensch, ein geborener Künstler, findet in der Betätigung seines Kunsttriebes, in seinem ureigensten Kunstschaffen erst die wahre Weihe und Würde des Menschlichen. Deshalb hängt an diesem Sinn für das Schöne der Wert aller menschlichen Kultur. Daß unser Leben bis in seine kleinsten Alltäglichkeiten ein schönes Leben werde, das ist eine Kulturforderung, deren Verständnis ein neues Lebensprogramm, deren Erfüllung eine Wiedergeburt unseres ganzen sittlichen und sozialen Lebens in sich schließt. — Wenn dem aber so ist, warum lassen dann die, welche berufsmäßig beständig im Heiligtum der Kunst verkehren müssen, die wir als die eigentlichen Priester in diesem Heiligtume zu betrachten pflegen, gar so oft und gar so leicht im eigenen Leben gerade die Weihe vermissen, die der Dienst der Schönheit über die menschliche Persönlichkeit ausgießt? Warum ist das Leben derer, die die Schönheit darzustellen berufen sind, oft so grundhäßlich, oft so bar

aller der Lebensregungen, ohne welche die Menschenseele doch nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle genannt werden muß? Warum rechnen wir zu den Fehlern des Künstlers gerade die kleinlichsten und niedrigsten, die wir an dem Menschen kennen? Warum reden wir fast sprichwörtlich von einer Künstlereitelkeit, einer Künstlerempfindlichkeit, einem Künstlerneide? Es ist doch nicht nur das, daß im Lichte des Berufes die Schatten des Menschlichen um so dunkler erscheinen, es steckt doch in der Beschäftigung mit der Kunst selbst eine Gefahr für den Charakter. Dieses beständige Leben in der Welt der Gefühle, dieses Fabulieren und Träumen der Phantasie hat doch nur zu sehr etwas Entnervendes an sich, es gibt den Künstlernaturen so leicht etwas Weichliches, um nicht zu sagen Weibisches, Schwächliches. Wir machen diese Erfahrung heute schon oft genug an denen, die wir zu den Großen unserer Zeit rechnen, — wie viel mehr erst bei den geringeren Geistern, die aus den Schwächen der Großen das Recht abnehmen, in einer bequemen Steigerung dieser Schwächen selbst noch die Großen zu überbieten! Sie haben gehört von einer göttlichen Eingebung, die der Mensch nicht in seiner Gewalt habe, die über den Menschen kommen müsse, sobald ihre göttliche Stunde geschlagen, wenn er etwas Rechtes und Großes schaffen wolle. Deshalb warten sie nun untätig auf die glückliche Stunde der Begeisterung, bis sie über allem Hoffen und Harren zu Narren geworden sind. Sie sehen, wie den echten Künstler tausend Dinge nicht kümmern, die das ganze Leben der übrigen Menschen ausfüllen, wie der Künstler einen anderen Maßstab anlegt an sich, an das Leben,

als die Menschen tun, unter denen er lebt; gleich meinen sie auch, Künstler zu sein, wenn sie nur äußerlich sich anders geben und zeigen als die anderen, wenn sie sich hinwegsetzen über alles, was die Menschen sonst tun und treiben. Wahrlich, wenn wir aus diesen Musensöhnen und -töchtern ein Bild abnehmen wollten für das Zukunftsleben, wie es sich gestalten würde im Zeitalter einer Kultur, die im Zeichen der Kunst stehen sollte, dann könnte uns wohl angst und bange um die Zukunft unseres Volkes werden. Das gäbe eine Kultur der verschrobenen Köpfe und der noch verschrobeneren Herzen, eine Menschentwicklung, vor der der Genius der Kunst sein Haupt verhüllen und weinen dürfte. Da brauchen wir einen Mann, der von diesen Verschrobenheiten uns frei macht, weil er sie kennt; der uns über diese Zerrbilder des Lebens erhebt, weil er selber sie unter sich gezwungen: und dieser Mann ist Friedrich Nietzsche!

In Nietzsche ist beides, die Krankheit und die Gesundung unseres Lebens. In seiner Forderung einer künstlerischen Kultur legt er den Finger auf eine Wunde der heutigen Menschheit; aber nun sind es gerade die gewesen, die diese Forderung für sich aufgriffen, die den wahren Sinn derselben so weit hinter sich gelassen. Als ob Nietzsche nur eine neue künstlerische Kultur, nicht zugleich eine neue Lebenskultur gefordert, in der die Schönheit zwar die Form, aber die Kraft, der Wille, die Tat, den Inhalt bedeuten sollte! — Nietzsche war in eine Zeit hineingeboren, in der der Kultus des Todes einen Jahrhunderte, Jahrtausende überragenden Höhepunkt erreicht

hatte. Zwar die alten Lieder vom Sterben als dem Eingange zum ewigen, seligen Leben, die Lieder von Himmelssehnsucht und Erdenjammer kamen nicht mehr so recht von Herzen, sie wurden wohl noch gesungen, aber die Stimmen ihrer Gläubigen wurden immer dünner und dünner, sie waren mehr ein Denkmal vergangener Frömmigkeit als ein Zeugnis frommen Gegenwartslebens. Dieser Erde hatte sich der Sinn der Menschen zugewendet und vermählt, auf ihr wollten sie festen Fuß fassen, ihre Leiden wollten sie heilen, ihren Freuden sich hingeben. Aber auch das war den Menschen wieder ein Sterben geworden, eine neue Lebensfeindschaft und Lebensverneinung. „Was soll all der Schmerz, die Lust?" hatte das Menschenherz wieder gefragt, und an dieser Frage sich zermartert, bis es zu dem Schlusse gekommen war, alles, was wir Leben nennen, sei nur eine große Täuschung und Einbildung unserer Sinne. Hinter diesem Leben mit all seinem Auf- und Niederwogen der Herzen, mit seinem Geborenwerden und Sterben stehe nur das große unendliche Nichts, das den Menschen in seine Tiefen locke, in denen er allein das Heil, die Wahrheit und den Wert seines Lebens zu finden vermöge. Der Schmerz am Leben, der Schmerz an der Welt, das war aber nur eine andere Richtung als die, welche die inbrünstige Todessehnsucht einst genommen. Es war dasselbe „nein" zum Leben gesprochen, aus dem die alten Kirchenlieder herausgedichtet waren, die den Tag des Todes höher werteten, als den der Geburt, ja, den Menschen nur dazu geboren werden ließen, daß er einmal auch selig sterben könne. — Diese Lust der Welt-

verneinung hat auch Nietzsche einmal geatmet, er hat an ihr sich berauscht. Den Prediger dieser modernen Sehnsucht nach dem Nichtsein, Schopenhauer, nennt er seinen Erzieher; als begeisterter Apostel dieser Predigt ist er ausgezogen, daß ihm die Welt selbst als das Werk eines zermarterten und gequälten Gottes erschien, der aus der unendlichen Qual des Daseins Erlösung sucht und schafft in unendlicher Lebensverneinung. — Und dann kam für Nietzsche noch persönlich die Probe auf das Exempel. Er war auch mit seinem eigenen Leben hineingeboren in ein Dasein, das ihn dazu ausersehen zu haben schien, aus ihm einen Fürsprech des Todes zu machen. Mit einer überlegenen und überquellenden Geistesfülle ausgestattet, empfand er jeden frischen, kräftigen Trieb seiner Persönlichkeit als eine Anklage gegen die erdrückende Enge, in die er mit seinem besten, innersten Leben gebannt war. Die Stimme eines Predigers in der Wüste war er den Menschen, sich selber. Jeder neue Blitz, der seinem inneren Auge aufleuchtete, ließ ihn auch die Gräber sehen, unter denen er wandelte, zeigte ihm alle die, die sich selbst für die Lebendigen hielten, in der Maske des Todes, dem sie verfallen waren. In der kraftstrotzenden Fülle der Jugend fühlte er das tödliche Siechtum Beschlag auf ihn legen, fühlte er immer mehr Höllenqualen des Leidens, denen er jede Stunde seines Lebens, seiner Arbeit abringen mußte. — Wer hätte den Mut, den Stein auf den Mann zu werfen, wenn er das Gewehr in den Graben geworfen, und mit dem alten Philosophen zum Leben gesprochen hätte: „Mag solches den Göttern gefallen,

nicht mir!" — Aber er warf das Gewehr nicht in den Graben! Das Ende von diesem Liede, dem Liede des Leidens und des Todes, das war ein Hymnus auf das Leben und die ewige Lust des Daseins, so sieghaft und jubelnd, daß alle Angst und Not des Menschenherzens in demselben gebannt und von demselben übertönt erscheint. Der langsam und qualvoll Sterbende wird der begeistertste Anwalt des Lebens, er spricht sein mutigstes „ja" zum Leben, wo die ganze Welt ihm das erdrückende „nein" zuruft. Ja, er hatte es wohl erfahren, was es heißt, am Leben leiden! ganz anders, als alle die Zeitgenossen, die mit dem Weltschmerz nur ein kokettes Spiel getrieben, um bei Austern und Champagner den Jammer der Welt zu bestöhnen und zu besiegen. Aber dann ist Nietzsche-Zarathustra auch wie ein Brausewind über alle Wegmüden und Lebensmüden dahingefahren, er hat das Leid durch das Leben bezwungen, er hat dem Leid eine Macht gegenübergestellt, die auch sein Sterben in Leben verwandelt und jeden Todestag noch zu einem Festtage der Seele gestaltet. Er hat sich selber, er hat die Menschen wieder glauben gelehrt an jene Macht, die einzig groß in der Welt dasteht, mit der Nietzsche über sich selbst hinausgewachsen ist und den kommenden Geschlechtern den Weg über sich selbst hinausgewiesen hat: glauben an die Kraft des Willens!

Das ist alles Leiden am Leben, das der Fluch und die Verdammnis der alten, der Unkultur, daß wir an geschwächten Persönlichkeiten, an Feiglingen, Schwächlingen des Willens kranken. Das nannten wir Zivili-

sation, daß die großen, kräftigen Instinkte zahm, d. h. klein und schwach gemacht, erstickt wurden, daß der Mensch nun nichts Großes, Eigenes mehr wollen konnte. Unter der Macht dieser Zivilisation glaubt der Mensch, ein behagliches Dasein sei das letzte Ziel des Lebens. Weil ihm das Behagen über alles geht, so geht er jedem Kampf, jeder Gefahr aus dem Wege, er empfindet die Gefahr als eine Last, die er möglichst weit von sich fern hält. Er kommt sich selbst in seinem Behagen freier, vornehmer, besser vor, weil er die gefährlichen Wege nicht zu gehen braucht; er sieht die andern tief unter sich, nennt sie schlecht und gemein, die aus der Gefahr einen Beruf machen, die in einem halsbrecherischen Leben nie das Behagen der ruhigen, gesicherten Existenz kennen lernen. Ein Behagen soll ihm auch seine Tugend sein: dazu hat er seine moralischen Grundsätze, daß ihm der gute Schlaf nicht verdorben werde; dazu haßt er alles, was ihm Unruhe schaffen, ihn aufregen, ihm schlaflose Nächte und stürmische Tage bereiten könnte. Und was er haßt, das nennt der Mensch der Zivilisation schlecht, was er liebt, nennt er gut; so sind die Feigen und Schwachen die Guten, dagegen die Tapferen, Kraftvollen die Schlechten geworden. Es ist so bequem, moralisch zu sein: man braucht nur sein Leben auf den allgemeinen Durchschnitt zu stimmen, jeder tiefen Erschütterung auszuweichen, und an jedem gefährlichen Abgrunde des Lebens vorüberzuschleichen. Regen sich dann Gewalten im Menschen, die sich nicht gutwillig bändigen lassen wollen, so wird die Moral zur Peitsche, jede unbotmäßige Regung zu unterdrücken, und wenn unter dieser

Peitsche das lebendige Herz sich zusammenkrampft, so nennt man solchen Krampf eine Tugend, und das Wagnis, der Peitsche zu entrinnen, heißt man Laster. Als der Tugendhafteste, der moralisch gute Mensch, erscheint der Willenloseste, dem jedes Rückgrat gebrochen ist, daß er jede Empörung verbannt, jedem Versuch einer Störung des allgemeinen Behagens entsagt hat. Moralgesetze sind also Mittel, um Willensohnmacht zu züchten, Moral ist ein Gift, das dem Menschen eingeimpft wird, um seine Stärke zu töten, sie ist selbst ein Sterben, ein Wille zur Schwäche, zur Willensvernichtung, während das Leben ein Wille zur Macht ist, ein Wille zur Selbstbehauptung.

Um dieser Lebensanschauung, die so eng an den Namen Nietzsche geknüpft ist, nicht grausam unrecht zu tun, sie vielleicht geradezu in ihr Gegenteil zu verkehren, wollen wir von einer Tatsache ausgehen, die, wie ich hoffe, jedem von uns verständlich ist, von der Tatsache nämlich, daß jede Tugend im Leben unmittelbar ihren Doppelgänger neben sich hat, der ihr zum Verwechseln ähnlich sieht, in Wirklichkeit aber gerade das Gegenteil von ihr bildet. Ich nenne etwa die Sanftmut, die Friedfertigkeit. Ihren Namen nimmt die feige, vorsichtig abwägende Klugheit in Anspruch, die sich duckt und beugt, um nirgends anzustoßen und keinen heftigen Streit heraufzubeschwören. Und sanftmütig, friedfertig ist doch in Wahrheit erst die höchste, überlegenste Kraft, die auch den eigenen stürmischen Mut in der Gewalt hat und ihrer Macht über die widerstrebenden Geister der Menschen unbedingt sicher ist. Bescheidenheit nennt Goethe

die Tugend der Lumpe, und doch ist sie immer zu Hause bei der vornehmsten Gesinnung. Demut ist das Zeichen der Kleinheit und der Größe, Geduld ist eine leidende Müdigkeit und eine tätige, ausdauernde Kraft; und was wir sonst aus der Moraltabelle der Menschen noch nennen mögen: Rechtschaffenheit, Keuschheit, Mäßigkeit, alles kann dadurch zustande kommen, daß die Menschen sich zu schwach fühlen zum Gegenteil, und diejenige Tugend, die nur deshalb den Weg der Tugend wandelt, weil ihr der Mut und die Kraft fehlt zum Bösen, diese behagliche, ungefährliche, kampf- und versuchungslose Tugend, sie ist es ja leider, von der die Menschen den allgemeinen Maßstab der Tugend, den allgemein herrschenden Kodex ihrer Moral abnehmen! Noch heute steht im Register der Tugendhaften der Pharisäer höher als der Zöllner, der Sohn, der in des Vaters Hause jeden Tag sich gründlich satt gegessen, höher als der, der in der Ferne gedarbt und gehungert. Das Böse fürchten und fliehen, das ist die allgemeine Losung der Moral, die uns von Jugend auf eingeschärft wird, nicht die, dem Bösen entgegentreten, den Kampf mit ihm aufnehmen, es überwinden und bezwingen! — So ist die Moral der tugendhaften Leute in der Tat eine Feindin des Lebens, die Tugend der Ohnmacht ein Grab für die Tugend der Kraft geworden, und erst müssen die Gewissen der Menschen einmal wieder durchgerüttelt und geschüttelt werden, daß ihnen die ganze Jämmerlichkeit dieser ihrer Tugend, auf die sie sich noch dazu so viel einbilden, zum Bewußtsein kommt. Den Menschen bändigen und zähmen, heißt noch nicht ihn veredeln,

ihn zu schwach, zu feige machen zum Bösen, heißt noch nicht, ihn stark und mutig machen zum Guten. Dieses ängstliche, peinliche Sichhindurchschleichen und Hindurchwinden zwischen Tugend und Laster, das kann nicht das Zukunftslos, nicht die ewige Bestimmung des Menschen sein, das hieße den Menschen zum ewigen Knecht der Menschen machen, ihn in seinem ureigensten, innersten Leben zum ewigen Sklavenlos verdammen. Denn Tugend und Laster sind Werte, die Menschen ausgeprägt, es sind Stempel, die sie den wechselnden Handlungen der Menschen aufgedrückt, keine ewigen Werte, die aus dem Leben selber geboren, durch das Gesetz des Lebens selber geheiligt sind. So hatte schon einmal an der großen Wende der Jahrhunderte eine neue Kultur damit begonnen, daß die Menschen von einem Gesetz der Sünde und des Todes sich frei machen und einem Gesetz des Geistes sich zuwenden sollten, der da lebendig macht. Da hießen die Tafeln der alten Werte selber Sünde, und wer ihnen noch folgte, wer sein Gesetz außer sich, nicht in sich hatte, der hieß aus der Gnade gefallen. Wenn nun das, was damals Verheißung gewesen, noch nie in Erfüllung gegangen wäre, wenn es auch heute noch, heute wieder Verheißung werden sollte? Ein Gesetz des Lebens, von dem wir leben lernen, kann doch nicht auf dem Papier stehen, denn das Papier ist ja selber unlebendig. So muß denn wohl doch das Leben selber sein oberstes Gesetz sein, es muß sich selber deuten und auslegen! Was uns lebendig macht, uns willensstark und willensmächtig erhält, das ist dann gut; was uns den Tod bringt und die Schwäche, die Faulheit und

Ohnmacht des Willens, das ist dann schlecht. Gut ist der Mut, der aus den verzweifeltsten Lagen des Lebens, den abgründigsten Verwirrungen der Gedanken noch ein Wagnis macht, um dem Leben eine neue Stärke abzuringen, schlecht ist jede Verzagtheit, jedes sich Übermannenlassen von einem Leid, sich niederdrücken lassen von einer Last des Lebens, schlecht jede Stimmung der Seele, in der sie das Wort vernehmen muß: „O, ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam!" Das müßte doch ein neuer Tag des Heils für die Menschen werden, wenn sie es erst als ein Unrecht, eine Unmoral empfänden, am Leben zu leiden, wenn aus jedem Leid eine Pflicht ihnen zuriefe: bilde aus mir eine neue Kraft, einen neuen Willen zum Leben! Wenn wir das, was die moralischen Menschen Angst vor der Sünde nennen, empfänden vor jeder Schwäche, die uns überfällt, vor jeder Untätigkeit, die uns am Schaffen hindert! Dann würden wir als den Sinn des Sterbens nur den begreifen, in Leben umgesetzt zu werden, daß jeder Verlust uns einen Gewinn an Kraft, einen Reichtum an Liebe und Leben zuführte! Und dieser machtvolle, dieser selbst Macht gewordene Wille, dieses in sich gefestigte Herz, diese in sich erstarkte Persönlichkeit, das ist eine Befreiung von jeglichem Sklavenjoch: denn dieser Wille zur Macht ist Überwindung jeglicher Ohnmacht und Unfreiheit; er ist zwar eine Art von Selbstsucht, aber eine heile und gesunde, eine solche, die in ihrem Selbst ein neues Licht und Leben schafft für die, die in der Dunkelheit und im Schatten des Todes wohnen; ein Wegweiser und ein Wegbereiter für

alle, die auch ein Selbst werden wollen; er ist nicht tugendhaft und doch die Tugend selber, weil ihm sein Leben nicht mehr ein Einsatz ist zum Spiel eines zufälligen Gewinnes, sondern eine Krone, die er sich selber erringt in einem steten heißen Kampf, einem Kampf mit sich, mit Gott und den Menschen!



Ewigkeitsliebe

UNTER den Greueln der Verwüstung, die der 30jährige Krieg über unser Vaterland gebracht hatte, sang Joh. Rist, ein in der Nähe Hamburgs lebender Prediger des 17. Jahrhunderts, ein Lied: „O Ewigkeit, du Donnerwort! Du Schwert, das durch die Seele bohrt! O Anfang sonder Ende! O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit, ich weiß vor lauter Traurigkeit, nicht, wo ich mich hinwende!" — Das Lied steht noch in den meisten unserer deutschen Gesangbücher; viele von uns werden es wohl auch in der Schule gelernt haben. Damals machte das Lied auf uns einen tiefen, erschütternden Eindruck. Alle Schmerzen, die wir Kinder mit der ganzen Heftigkeit unseres noch widerstandslosen Herzens fühlten, sollten nun in der Ewigkeit endlos währen! Was wir als Kinder so leicht und gerne vergaßen, die Trübsal einer vergangenen Stunde, davon sollten wir denn in der Ewigkeit nie, nie wieder loskommen können! Und wenn wir dagegen auch die Ewigkeit unserer kindlichen Spiele und Freuden in die Wagschale warfen: die Möglichkeit der anderen, der trostlosen und schmerzensreichen Ewigkeit, blieb doch wie ein Alp auf der Seele liegen.

Denn da wir gelehrt waren, uns alle von Kindesbeinen an als verlorne und verdammte Sünder zu betrachten, so wurde die Möglichkeit in bangen Stunden zur Wahrscheinlichkeit, zur Gewißheit, und selbst die entfernte Hoffnung einer ewigen Seligkeit vermochte diese Angst und Qual doch nicht aufzuwiegen, wir dachten im stillen wohl oft genug: „Ach wenn's doch gar keine Ewigkeit gäbe!" — Aus der Stube und der Schule der Kindheit führte der Weg in die Welt des Gedankens, wo die Menschen vor den Rätseln der Ewigkeit gestanden und ihre Lösung gesucht in den Systemen der Philosophen und Theologen. Ich kam zu einem Spinoza, der seine tiefsten Blicke ins Leben dadurch gewonnen, daß er gelernt hatte, alles einzelne, Zeitliche unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit zu betrachten. Ich fand einen Schleiermacher, der das hehrste Geheimnis des Menschenwesens darin enthüllt, daß die Religion ihn befähige, die Ewigkeit im Herzen zu tragen und ewig zu sein in jedem Augenblick.

Dann las ich in späteren Jahren ein anderes Lied von der Ewigkeit, ein Lied von Friedrich Nietzsche, der sich selbst den Gottlosen nennt. Der besingt nicht nur die Ewigkeit, er macht kein Problem aus ihr: er lebt sie und huldigt ihr als seiner ersten und wahrsten Liebe; er gelobt ihr die eigene Seele zu unwandelbarer Treue: „Denn ich liebe dich, o Ewigkeit!" — Aus dumpfen Träumen und angstvollen Schrecken hat diese Ewigkeit den Dichter erweckt, aus tödlicher Krankheit hat sie ihn errettet. Er sah in dieses rätselhaft dunkle Getriebe der Welt — und an allen Rätseln und Widersprüchen rieb seine

fragende zweifelnde Seele sich wund. Da gab es keinen Sinn in diesem sinnlosen Spiel von Leben und Tod, von Wahrheit und Irrtum, und auch, was die Menschen Freude und Leid nannten, das war doch eine Täuschung oder ein Wahnwitz der Seele. Jetzt offenbart sich ihm ein neues, ein ewiges Leben, er sieht, wie dieses Leben in allem wechselnden Getriebe der Tage nur seine eigene Wiederkehr sich bereitet, wie jede Zeit nur ein Ring ist, der mit dem nächsten sich zusammenschließt zum Ringe der Ewigkeit, zum wahren Hochzeitsringe der Menschheit, dem Siegel und Unterpfand eines ewigen Bundes zwischen dem Menschen und dem schöpferischen, stets sich neu gebärenden Leben. — Mit welchem dieser Ewigkeitslieder wollen wir's halten: mit dem vom Donnerworte und dem Schwerte, das durch die Seele bohrt, oder mit dem: „Ich liebe dich, o Ewigkeit!" Oder, wenn eben die Ewigkeit mit ihren Schrecken uns noch festhält und mit Furcht unsere Seele erfüllt: wollen wir's nicht einmal versuchen, uns zur Ewigkeits l i e b e hindurchzuringen, damit die völlige Liebe jede Furcht austreibe?

Ist denn aber solch ein Unterfangen heute noch am Platze? Was kümmert den heutigen Menschen die Ewigkeit, der so schnell- und kurzlebig geworden, daß er kaum am kommenden Tage noch weiß, was er tags zuvor getan, gedacht, gewollt? Wo der Mensch auf die Zeit seinen ganzen Sinn hingerichtet hat, um in ihr das Recht und den Inhalt seines Lebens zu finden, und er mit dem, was sie ausfüllt, rechnet, als mit den sein Dasein beherrschenden Größen! Wo das Geld die Welt regiert, und Zeit Geld, Gold geworden ist, was reden wir

da noch von Ewigkeit! Eine fröhliche Stunde, ein hastig am Wege aufgelesenes Glück, das ist's, wonach der Mensch der heutigen Kultur verlangt und was sein ganzes Sehnen ausfüllt. Was reden wir da noch wie ein Märchen aus alten Zeiten von einer Ewigkeit, und haben noch eine alte stille Hoffnung, daß alle die Augenblicksmenschen, mit denen die Erde heute übervölkert ist, noch einmal wieder Ewigkeitsmenschen werden sollen! — Nun, mir will es scheinen, als ob es doch kaum eine Zeit gegeben hätte, die so deutlich und vernehmlich es predigt, daß Gott dem Menschen die Ewigkeit ins Herz gegeben, wie unsere gegenwärtige! Es ist doch keine Täuschung, wenn ich im Herzen der heutigen Kultur die Ewigkeitsfrage immer kräftiger gestellt höre, die Frage, welche Werte Ewigkeitswerte seien, um unserem Kulturleben einverleibt zu werden. Ja, wir würden unser heutiges Leben doch sehr oberflächlich beurteilen, die Seele dieses heutigen Lebens würde uns ein unverstandenes Rätsel bleiben, wenn wir uns dagegen verschließen wollten, daß auf dem tiefsten Grunde dieser Seele ein immer machtvolleres, klareres Ewigkeitsverlangen sich regt, wie alle tieferen Geister aus den entlegensten Gebieten des Lebens in dem Streben sich zusammenfinden, unserer Kultur einen Ewigkeitsgehalt zu geben. — Der heutige Dichter gibt ein Stück Wirklichkeitsleben, das stellt er vor uns hin in seiner ganzen, oft grausigen Nacktheit. Da vermissen wir eben jegliche Ewigkeitsbeleuchtung, wir sehen nur sengende Sonne und fahle, blasse Schatten; keine Idee sagt uns, daß der Dichter einen ewigen Gedanken an diesem Leben hat

erläutern wollen, das Leben redet ganz allein aus sich selber. Das ist denen, die sich selbst für die Ewigkeitsmenschen halten, ein Greuel, sie nennen es naturalistische, materialistische Kunst, sie hadern mit einer Zeit, in der ein Dichter es wagen dürfe, aus seiner Dichtung jegliche Verbindung mit dem ewigen Ideale zu entfernen. Aber lernen wir nur richtiger lesen, dann kommt die Sache doch ganz anders heraus. An die Stelle der Ewigkeit, die die Menschen für ihre Gedanken in Anspruch nehmen, ist die Ewigkeit selber, die Ewigkeit des Lebens getreten. Dieser Wirklichkeitsmensch der modernen Dichtung steht ja, je wirklicher er erfaßt ist, als die Verkörperung einer Notwendigkeit vor uns, die wir an seinem Dasein anschauen, begreifen lernen, die über den einzelnen Menschen weit hinausgeht, und doch in ihm selber lebendig ist, die in diesem Einzelschicksal ein Lebensgesetz darstellt, eine Macht der Finsternis, oder eine Morgenröte, die vor Sonnenaufgang einen kommenden Tag verkündet. Notwendigkeit, Lebensgesetz, das aber ist nur ein anderer Name für Ewigkeit! — Und was der moderne Maler uns darstellt, das ist wieder ein Stück, oft ein winzig kleines Stückchen Wirklichkeit, Natur: ein morscher Baumstamm, eine verfallene Hütte, ein verlorener und vergessener Winkel der Erde, eine Niedrigkeit des Menschenwesens, das erdrückt ist von einer Last, die auf seinen Schultern, seiner Seele liegt, oder am Wege verkommt, weil niemand da ist, der seiner achtet. Aber dieses Auge des modernen Künstlers steht im Dienste eines Künstlerherzens, das Ewigkeit suchend ausgezogen ist und nun uns verkündet, welche Ewigkeitswunder es gefunden:

eine Größe im kleinsten und niedrigsten, eine Herrlichkeit und Schönheit im häßlichsten, einen unzerbrechlichen Menschenwert und Adel im verkommensten, zertretensten Menschenwesen. — Und folgen wir der Wissenschaft auf ihren neuen Bahnen: sie, die den Himmel zertrümmert und alle die Ewigkeiten verschlossen, die die Menschen hinter der Welt gesucht, sie hat doch gerade darin ihre höchste Kraft und Weihe, daß sie stets und überall auf einem Ewigkeitssuchen begriffen ist; und sie sucht nicht nur, sie findet auch. Sie findet ewiges Leben und ewige Liebe im winzigsten Moose, das vom Menschenauge kaum wahrgenommen wird; sie vernimmt aus dem Staube zu unseren Füßen eine Predigt von dem, was da war, ehe noch Menschen waren, die mit ihrer Zeit die Jahre maßen und rechneten; sie deutet uns den Menschen, wie er aus unergründlichen Tiefen der Äonen herausgewachsen ist, in seinem Leibe noch die sichtbaren und greifbaren Spuren eines ewigen Lebens in sich tragend und in allem, was er lebt und webt, einen Ewigkeitsgehalt seines Wesens offenbarend. Wahrlich, wenn das kein Zeichen der Ewigkeit ist, in dem wir leben, dann hat es nie solch ein Zeichen gegeben! Wenn wir alles Große und Überwältigende im Geistesleben unserer Tage auf seinen einfachsten und doch wahrsten Ausdruck bringen, dann hören wir aus demselben doch den Grundton des Zarathustra-Liedes heraus: „Ich liebe dich, o Ewigkeit!“ — Und alles, was unserem kommenden, unserem gegenwärtigen Leben wahren Wert verleiht, das ist doch in diesem Liede enthalten. Eine gegenwärtige Ewigkeit ist es, die wir suchen, die uns not tut; denn was wir lieben sollen,

das muß uns nahe sein, wir müssen es fühlen und fassen können. Und läge es in den entlegensten Fernen: das wäre doch die Zauberkraft der Liebe, daß sie auch das Fernste unserem Herzen nahe brächte; oder mehr noch, daß sie den Raum und die Zeit bezwänge, daß es für sie keine Nähe mehr gäbe und keine Ferne, nur noch Ewigkeitsleben, Ewigkeitsliebe!

Solche Ewigkeitsmenschen zu schaffen, das ist das große Ziel des neuen Lebens, das die Prophetie einer neuen Kultur. Wir brauchen für diese neue Kultur neue Menschen, die etwas in sich fühlen, das sie über alles Erleben des Gegenwärtigen, so ganz es sie auch gefangen zu halten scheint, hinaushebt; die eine königliche Art haben, das Leben zu beherrschen; die mit sicherer Freiheit der Stürme nicht achten, die sie aus ihren Bahnen schleudern wollen. Wir brauchen Menschen, die die großen Zusammenhänge der Welt von Gipfel zu Gipfel überschauen, überbrücken mit ihrer Seele, die das Schicksal herausheben aus seiner Vereinzelung und es einbegreifen in den ewigen Kreislauf menschlichen Lebens, die das ganze Leben seiner ewigen Substanz nach in sich tragen, in seliger Hingabe an die Schönheit des Daseins ein „Ja“ und „Amen“ sprechen zu allem, was Leben heißt. Das ist die große Apokalypse, die verborgene Geheimschrift des Lebens, von der der Dichter-Prophet dieser neuen Kultur, Friedrich Nietzsche, die sieben Siegel löst. — Vor uns liegt eine Finsternis, die schwer und bang auf der Seele lastet: was wird werden? was wird der kommende Tag, das kommende Jahr bringen? Und wenn das Auge fernsichtig, fern-

süchtig ist, dann fragt es auch wohl nach kommenden Jahrhunderten. Aber das Dunkel, das wie eine dichte Wolke am Berge der Zukunft lagert, verwirrt, und alle die Tage, Zeiten, Jahre, Jahrhunderte ziehen den Menschen in die Lasten aller ihrer Dunkelheiten hinein, daß er schon müde wird, bevor er noch seinen Weg ins Kommende begonnen. Da aber zuckt aus der Ewigkeitsliebe ein heller Blitz, der das Licht der Zukunft zünden soll: wir selbst sind dieser Blitz! Unser Dasein die Wolke, die mit wahrsagendem und jasagendem Blitz schwanger am Berge hängt, aus der der erlösende Strahl sich entladet. — Und hinter uns liegt die ganze lange, bange Vergangenheit, ein Riesengrab mit zahllosen Leichensteinen; da liegt auch die Gräberinsel, die schweigsame, die alles birgt, was dem Herzen je teuer gewesen ist, alle Jugend mit ihren frohen Gesichten und Erscheinungen, alle Blicke der Liebe und göttlichen Augenblicke. Und zum Kampf fordern alle Toten die Lebenden heraus, um von den Lebenden bezwungen zu werden; aus Gräbern richten sie ihre feindlichsten Geschosse gegen das Herz, das lebendige, um es hinabzuziehen in die Umarmung des Todes. Aber ein Unverwundbares, Unbegrabbares regt sich im Menschen: der Wille. Der zersprengt alle Felsen und zertrümmert alle Gräber, der schafft aus ihnen seine Auferstehungen, der bricht selbst die Kirchen und Gottesgräber, daß durch ihre zerbrochenen Decken des Himmels reines Auge blickt, der Ewigkeiten bildende, Ewigkeiten in sich tragende Wille! — Und wer die Zukunft und die Vergangenheit durch die Ewigkeitsliebe bezwungen, dem wird ein Göttertisch die Erde, zitternd von neuen

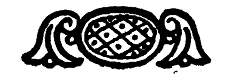
schöpferischen Worten und Götterwürfen; der ist selber ein Korn von dem Salze, das alle Dinge im Mischkruge des Lebens gut mischt, und selbst Gutes mit Bösem bindet, daß das Böseste selbst zur Würze würdig wird. — So schwellt dem Ewigkeitsmenschen die Lust nach Unentdecktem die Segel, eine Seefahrerlust, die vom Grenzenlosen umbraust wird. Wenn Raum und Zeit dem Auge schwindet, schwindet die Küste, die letzte Kette fällt ab: der Leib fühlt seine Schwere und seine Last nicht mehr, und der Geist bekommt neue Schwingen; die Worte selbst werden zu schwer, die der Mensch redet, daß eine singende Lust über ihn kommt, ein seliges Leben im stillen Himmel, der über der Seele sich ausspannt, wo es kein oben und unten mehr gibt, und keine Schwere, nur singen, kein sprechen, singen das Lied aller Lieder: „Ich liebe dich, o Ewigkeit!"

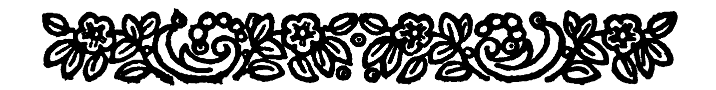
Meine Freunde: wollen wir solche Menschen werden? Vor uns alles im Lichte sehend, hinter uns alles im Leben sehend, und dann in dieses Meer der Ewigkeit hineinfahrend mit Ewigkeitskräften im Herzen? — Was uns drückt und quält, das ist ja doch der Raum und die Zeit, die wir nicht bezwingen können, die uns immer wieder in ihre Fesseln und Banden schlagen, daß wir uns das Ferne nicht nahe bringen und das Nahe nicht in eine Ferne von uns rücken können, bis keine Sorge uns mehr quält um das Kommende und kein Schmerz uns mehr niederdrückt um das Vergangene. Wie aber sollen wir's denn anfangen, von dieser Qual uns zu erretten und diesen Druck abzuschütteln? In einer seltsam schwärmerischen Vision zeigt Nietzsche, wie er selber ein

Ewigkeitsprediger, ein Ewigkeitsbildner geworden, und die Vision ist unerhörter noch als die, von der das Himmelfahrtsfest und seine biblische Legende uns erzählt. Hier schauen die Jünger Jesu dem Meister nach, der vor ihnen emporgehoben wird zu den Wolken, und sie hören gar seltsame Worte, daß dieser Christus aus dem Himmel wiederkommen werde und bei ihnen bleiben alle Tage, bis an der Welt Ende. Nietzsche aber spricht nicht von einem wiederkommenden Christus, sondern von einer ewigen Wiederkunft aller Dinge, aller Menschen, aller Augenblicke und Geschehnisse des Lebens. Das schien uns lange ein Ärgernis und eine Torheit. Ich habe es auch erst nicht verstanden, bis ich den Punkt gefunden, an dem auch dieses grandiose Bild und Gleichnis seine Deutung in sich trägt. Ewige Wiederkunft — das ist die letzte Probe auf das Exempel des Lebens, ob es auch Werte in sich trage, die vor Ewigkeiten sich ausweisen mögen; das ist die Ewigkeitsbeleuchtung, in die das Leben selbst unser menschliches Tun und Lassen rückt, daß wir mit allem, was wir sind und haben, uns eingefügt fühlen in den Ring des Daseins, der alles Lebendige umschließt, in den Ring der Ewigkeit. — Wie oft hören wir die Klage des Herzens: ach könnte ich doch noch einmal von vorne anfangen zu leben, wie würde ich alles so anders machen, als ich es getan! Wir fragen uns gelegentlich selber wohl: möchten wir alle die Taten, die wir begangen, noch einmal tun? sie in alle Ewigkeiten wieder tun? Möchten wir all das Geschwätz, das wir von andern gehört und selber mitgeredet, noch einmal, es immer wieder hören und reden?

Schrecklicher Gedanke! — Nun, so lebt, so redet und handelt doch von vornherein so, daß euer Dasein die Feuerprobe der Ewigkeit bestehen könnte, daß es euch eine Lust, eine Seligkeit wäre, immer wieder von vorne anfangen, dasselbe Leben leben zu können! Legt in jeden Augenblick, so flüchtig er scheinen mag, einen solchen Gehalt hinein, daß er auch wert wird, ewig gelebt zu werden! Und habt ihr erst diesen Ewigkeitsmaßstab für euer Leben gefunden, dann fällt mit ihm ein neues, wunderbares Licht auch auf alles, was ihr, ohne diesen Maßstab zu kennen und zu brauchen, in eurem Leben getan! Der Glaube an die ewige Wiederkunft aller Dinge, das ist nur der Spiegel, in dem wir den wahren vollen Wert unseres Lebens erkennen, ein Leben, in dem es nichts mehr zu vergessen, nichts zu bereuen, nichts ungeschehen zu machen gibt, weil alles, von den Schranken des Raumes und der Zeit und der äußeren Zufälligkeiten befreit, in seiner großen ewigen Notwendigkeit dasteht, in dieser Notwendigkeit selber ewig, gut und göttlich geworden ist. So möchten wir dann nicht nur unser Leben genau so noch einmal leben, wie wir's gelebt, wir leben es wirklich im Lichte dieser Ewigkeit noch einmal, immer wieder! Nein, keinen Irrtum, keine Torheit wünschen wir dann weg aus unserem Leben, weil in dieser Ewigkeitsliebe aus Irrtum und Torheit gerade die Wahrheit erwachsen ist, die uns Licht und Leuchte auf unserem Wege geworden ist! Keine Schwäche, kein Straucheln und Fallen wünschen wir weg, weil in dieser Ewigkeitsbeleuchtung daraus gerade uns die Kraft erwachsen ist, die uns über alle Schwäche

erhoben und in jedem Kampfe uns siegreich gemacht. Nein, wir sind mit unserem Leben doch nicht eher fertig, als bis wir es in dem Liede aussingen können, des Name ist: „Noch einmal!" Wir kennen den Wert der Stunde noch nicht aus, bis wir ihr das Lied weihen können, des Sinn ist: „In alle Ewigkeit!"





Die Sehnsucht

UNSER Zeitalter ist weit mehr als dasjenige, welches wir in der Geschichte so nennen, ein Zeitalter der Reformation. Was will jene Bewegung, die alte Kirchenfessel brach und einem Papsttum die Herrschaft kündigte, besagen gegen diejenige, vor derem kritischen Geiste nichts mehr standhält, was nicht vor dem vernünftigen, dem sittlichen Urteil des Menschen sich auszuweisen, sich zu bewähren imstande ist. Was heißt heute Kirche, was Staat, was Gesellschaft, Recht, geheiligte Sitte? Ein bald etwas geschmeidigerer, bald spröderer Ton ist alles in der Hand des Menschen, daraus er seine Formen knetet, um seinen Geist, seine Seele, sein Leben hineinzugießen. Dieser Geist einer allumfassenden Lebensreform, dem alles unterstellt ist, was zum Menschenleben gehört, für den die Wissenschaft arbeitet und die Kunst, der in zahllosen einzelnen Fragen, als Frauenfrage, als Arbeiterfrage, als nationale und internationale soziale Frage mit allen ihrer Unterabteilungen, im Herzen der heutigen Menschheit lebendig und wirksam ist, er gibt auch unserer Zeit einen prophetischen Charakter, er ruft alle vorwärts gerichteten Geister zum großen Kampf gegen den ge-

meinsamen Feind, gegen alle diejenigen Lebensmächte, die dem Stillstand sich verschworen und aus dem Rückschritt ihr einträgliches Gewerbe machen. — Wie ich selbst zu diesen großen Bewegungen des Lebens stehe, daß wißt ihr wohl zur Genüge: ich grüße in ihnen einen neuen Frühling der Menschheit, der mit seinem Lichte und seiner Wärme den Winter bezwingen und Leben, Freude, Frieden bringen wird in die Lande! Ich sehe in ihnen einen neuen Tag der Pfingsten, der wieder sich erfüllen will, wo ein Geist der Wahrheit, der Liebe, der Freiheit über die Menschen kommen und sie zu höheren Zielen und größeren Aufgaben des Menschenwesens führen wird. Ich weiß, daß dieses Zeitalter nicht willkürlich gemacht, nicht von Menschen erdacht und erfunden ist, daß große, elementare Lebenskräfte in dieser Bewegung zur Entfaltung kommen werden, kommen müssen, daß es sich dabei um neue menschheitliche Gebilde, um neue Kultur- und Gesellschaftsformen, um neue Weltanschauungen und sittliche Lebensanschauungen handelt, und daß diese Lebensmächte den einzelnen Menschen mit sich fortreißen, daß sie über ihn kommen und ihn zwingen, wenn er nicht will, ja, daß sie gar nicht einmal danach fragen, was der einzelne zu ihnen sagt und von ihnen hält. — — Aber bei diesem Blick auf das große Ganze unserer Lebensentwicklung verlieren wir doch leicht den Sinn für das einzelne und Besondere. Wo Menschenklassen und Menschenmassen gegeneinander stehen und miteinander ringen, wo weltbewegende Gedanken an jahrtausendealten Überlieferungen und Gewohnheiten rütteln, um sie zu erschüttern in ihren Gründen, da kommt

die einzelne Menschenseele leicht zu kurz, wir vergessen, daß auch die größte Zahl aus Einheiten besteht, und daß nach dem Werte dieser Einheiten auch die größten Zahlenwerte sich richten. Deshalb muß auch das große soziale Denken immer wieder daran erinnert werden, daß in jeder neuen sozialen Kultur der Mensch doch den Ausgangs- und Zielpunkt bedeutet, und wer in diese soziale Bewegung und Gärung ein Wort vom Menschen und seiner Persönlichkeit hineinzurufen versteht, der tut doch auch jener modernen Betrachtungsweise des Lebens einen wesentlichen Dienst, er warnt uns, daß wir nicht vor lauter Sachlichkeit ganz und gar unpersönlich werden. — Solchen Dienst erweist unserer Zeit keiner in so hervorragender Weise, wie Friedrich Nietzsche. Er ist nicht der Prediger des sozialen, sondern des persönlichen Menschen; aber wie er der tiefgründigste Hasser des Sozialismus gewesen ist, ist er doch zugleich eine mächtig treibende und bewegende Kraft für denselben geworden; auch er will eine neue Kultur, aber er will sie durch neue Menschen, darum zeigt er uns den Beginn des Weges zu dieser neuen Kultur bei dem Persönlichsten, was der Mensch hat, bei seiner Sehnsucht.

Das klingt freilich unserem Ohr nicht sehr verheißungsvoll und verlockend. Sehnsucht ist kein Gefühl, das uns beseligt, dem wir einen dauernden Platz in unserem Herzen gönnen möchten. „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide!“ so hat Goethe seine Mignon klagen lassen, eine der ergreifendsten, wundersamsten Gestalten, die der Dichter-Genius je und je geschaffen, eine fleischgewordene Sehnsucht, die sich verzehrt in ungestilltem

Verlangen ihrer Seele, im Heimweh nach einer traumhaft erschauten Ferne, in deren sonniger Schöne ihrem Fuß zu wandeln nie bestimmt ist. Wer die Sehnsucht predigt, der predigt den Hunger — und Hunger tut weh! Und was ist doch alles Weh des hungrigen Magens gegen das eines hungrigen Herzens, wo alles, was der Seele groß, gut, erstrebenswert erscheint, immer weiter ihr entschwindet, unerreichbar, unfaßbar dem leidenschaftlichsten Verlangen! Sehnsucht ist nicht Sorge, sondern schlimmer als Sorge. Sorge ist klein, Sehnsucht ist groß und tief. In der Sorge ist das Leben dunkel, und das Dunkel schreckt und ängstigt den Menschen; in der Sehnsucht ist das Leben hell, aber das Licht blendet die Seele; sie sieht alles Licht im Zauberglanze, und kann doch nicht hin zu ihm, sie fühlt seinen übermächtigen Zug und vermag doch nicht das Auge an ihm zu ersättigen. Das ist Prometheus, an den Felsen geschmiedet, nachdem er den Himmelsfunken den Göttern entwendet; das ist Tantalus, der die labenden Früchte über dem Haupte sieht, und dem sie entschweben, sobald er mit gieriger Hand danach langt, sie zu pflücken. Ja, alles tiefste Herzeleid des Menschen, das ist seine Sehnsucht, und wer ein Leid nennt, das nicht eine Sehnsucht ist, der hat dem Kelch des Leides noch nicht auf den Grund geschaut. Da möchten wir rufen: „Wehe dem Menschen, durch welchen die Sehnsucht kommt!“ Wer's gut mit den Menschen meint, der rührt doch nicht diesen Hunger nach dem Unmöglichen in ihnen auf, dieses heiße, inbrünstige Verlangen, das niemals seine Befriedigung finden, niemals sich selber auskosten kann; der bewahrt sie von

früher Jugend an vor jenem ungestümen Drang in die Ferne, in der den Menschen alle festen Ufer entschwinden, und alle sicheren Häfen sich verschließen, vor jener ewig zitternden unruhigen Frage: „Kennst du das Land? kennst du es wohl?“ Laßt doch den Menschen ihren Seelenfrieden, schürt nicht ihre Unzufriedenheit! Ihr versündigt euch nur an ihnen, wenn ihr sie essen laßt vom Baume der Erkenntnis, wenn ihr ihnen zeigt, daß hinter ihrer Enge eine unendliche Weite sich dehnt, und ihnen damit die Lust der Zufriedenheit, die Freude an ihrer eigenen Lebensenge verleidet. — Ja, zu Leidenden machen wir alle Menschen, wir, die wir ihre Sinne lenken auf das, was noch nicht da ist, was sie noch nicht sind, die wir ihnen ein Land zeigen, das noch unentdeckt vor ihnen liegt; und das nennen sie unseren Frevel, daß wir zu Suchenden die Menschen machen, daß wir ihnen Störenfriede werden! Deshalb gehen sie uns aus dem Wege und warnen die andern vor unserer Gemeinschaft, weil sie die Sehnsucht fürchten und den heißen Hunger der Seele, der über sie kommen würde, wenn sie einmal lüstern würden nach einer anderen Kost als die ist, die sie im alten Futtertroge jeden Morgen vorfinden, mit der sie sich anfüllen bis zur Übersättigung, während die andere sie immer wieder hungrig macht nach mehr, und die Seelen erregt zu neuem Verlangen. Sucht doch lieber die Menschen zu trösten und von ihrer leidenden Sehnsucht zu befreien! Lehrt sie, wie töricht es ist, mit der Hand nach den Sternen langen zu wollen! Sagt ihnen, wie gut sie's haben, und macht sie genügsam mit jeder Lage des Lebens, in die sie kommen können. Dann

werdet ihr ihre wahren Wohltäter, dann heilt ihr ihnen die Wunden, an denen ihr Herz sich sonst so leicht verblutet..

Wirklich? So sollte es gut gemeint sein mit den Menschen? Das wäre Weisheit, zum Herzen zu sprechen: brich deine Flügel entzwei, damit du nicht in Versuchung kommst, in die Lüfte zu fliegen und Ausschau zu halten nach ungeahnten Fernen und Ausblicken des Lebens! Das wäre Trost, dem Sklaven seine Kette zu vergolden, damit er an ihrem blinkenden Glanze noch seine Freude habe, und sie den Menschen zeige und preise als Goldeswert! Aber warum hätte denn Gott dem Menschen die Sehnsucht ins Herz gegeben, und hätte die unruhige Seele ihm geschaffen, die nicht eher ruhig ist, bis sie ausruht in ihm? Wißt ihr nicht, daß Gott nur ein anderer menschlicher Name ist für eine ewige Sehnsucht? Wißt ihr nicht, daß jede Sehnsucht eine Liebe ist, die still und heimlich ihren Einzug hält beim Menschen? Wenn ihr am Grabe eines Glückes standet und den Schmerz fühltet um ein Verlorenes: war nicht der Schmerz der Sehnsucht der Gradmesser, das Bewußtsein eurer neu erwachenden, eurer immer wachen Liebe? Möchtet ihr diese Sehnsucht missen und statt derselben eine Kälte und Gleichgültigkeit des Herzens eintauschen? Und wenn ihr eine Liebe fühltet, so voll und tief, daß Augenblicke Ewigkeiten in sich bargen: auf dem Grunde dieser Liebe lebte doch die Sehnsucht weiter, sie eröffnete der Seele den Blick in neue Fernen, neue Ziele, sie gab der Liebe ihr Leben; und eine Liebe ohne Sehnsucht, die nicht über sich hinausschaute, über sich hinausliebte, fertig in dem, was

sie wäre oder ihr eigen nennte, die hätte schnell aufgehört, Liebe zu sein. Ja, in jeder echten Liebe zu einem Menschen verdoppelt sich sogar die Sehnsucht: sie umfaßt ein Werdendes, ein Größeres, Reineres, dazu die Liebe erst den Grund legen und den Antrieb geben soll. — Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich liebe! Ein Ungestilltes und Unstillbares ist in jeder Liebe, ein unersättlicher Hunger nach mehr Liebe, nach besserer, reinerer Liebe! — — Diese Sehnsucht schützt die Liebe vor ihrer Gefahr, blind zu werden, sie gibt ihr die Kraft und den Mut der Wahrheit, sie stürzt das Herz in die Kämpfe der Verzweiflung hinein, wenn ein Mensch unserer Liebe nicht hält, was er versprochen, wenn er weniger, kleiner wird, als wir von ihm gedacht; und sie schafft in diesem Kampfe doch den Sieg des Glaubens, der über alle Kleinheit und Niedrigkeit des Menschen sich erhebt zur Gewißheit ihrer Kraft, daß sie nimmer aufhört. Wir lieben in jeder Liebe zugleich etwas, das höher ist als sie selbst, etwas, wozu sie erst die Bestimmung in sich trägt und die Anlage. Das ist die Sehnsucht in unserer Liebe, ein Wille, der sich regt in jeder tiefen Empfindung des Herzens und der sich wehrt gegen den Tod, den jeder nur sich selbst genügende Augenblick in sich trägt. Darum aber ist jede Liebe selbst eine Sehnsucht: Liebe zur Wahrheit ist die Kraft, über eine Wahrheit hinauszuwachsen, Liebe zur Gerechtigkeit ist Hunger und Durst nach Gerechtigkeit; in jeder Schönheit, die unser Auge grüßt und im Herzen ein Frohlocken und Jubeln erweckt, reift die Seele zur Empfänglichkeit für neue Wunderblicke des Lebens, weitet sich das Herz,

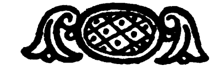
daß es begierig neue Schönheitskräfte in sich auffaugt, neue Schönheitsspuren aufsucht im Dunkel und im Staube der Erde. — Ein Mensch ohne Sehnsucht, das ist ein Mensch ohne Liebe; und wollt ihr dem Menschen jene Zufriedenheit sichern, die ihr als sein schönstes und glücklichstes Los auf Erden preist, dann müßt ihr ihm zuerst das Herz ersticken oder aus der Brust reißen; denn so lange dieses Herz noch schlägt und in seinem Schlage seinen unersättlichen Hunger nach Liebe kündet, so lange wird der Mensch auch seine Sehnsucht in sich tragen und fühlen, die diesen Herzensschlag nicht stille stehen läßt.

Darum ist aber auch die Sehnsucht das Leben, das wahre Leben des Menschen. Der Mensch, der nur für sich und die Gegenwart lebt, lebt noch gar nicht. Das ist es, was Nietzsche vom Menschen sagt, daß er ein Übergang sei und ein Untergang, daß die Sehnsucht immer ein Altes begräbt und zu einem Neuen die Brücke schlägt; das ist die Liebe zum Fernsten und Zukünftigsten, in der der Mensch stets die Pfeile seiner Sehnsucht über sich hinauswirft nach dem höheren Menschen, das die Stunde der großen Verachtung, in der ihm all sein Glück, sein Reichtum, sein Wissen, seine Tugend zu klein scheint, um seine Seele auszufüllen, daß ihn ein Ungenügen, ein Ekel überkommt bei allem, was er an sich selbst geschätzt, und ein Schrei der Entrüstung sich losringt aus der Tiefe, die in ihm ist, ein Schrei, der wie Wahnsinn klingt allen, die sich die Guten und Gerechten nennen, die das erbärmliche Behagen, in dem sie dahin leben, ein Glück nennen! Das aber ist die große, die flügel-

brausende Sehnsucht, die wie ein Brausewind dahinfährt über alle Einbildungen der Menschen, die den Menschen eine neue Tafel der Werte vorstellt: daß ihr Adel nicht zurückschaut, sondern hinaus, daß sie ihrer Kinder Land lieben, das unentdeckte im fernsten Meere, um an ihren Kindern gut zu machen, daß sie ihrer Väter Kinder sind! — Wer hörte aus diesem Jubellied der Sehnsucht nicht die alten Klänge heraus, die einst als frohe Botschaft, als Evangelium der Menschheit sich verkündigt! Da waren es ja auch die Suchenden, die selig gepriesen wurden, die Hungernden und nicht die Satten, die Darbenden, nicht die Besitzenden. Und sie hatten ihren höheren Menschen, das war ihr Christus, ihre Sehnsucht, ihre Liebe, ihr Leben. Darum sangen sie: „Christus, der ist mein Leben; ich lebe, doch nicht ich, Christus lebt in mir!" Und so lange diese Sehnsucht in ihnen lebte, waren sie schöpferische Geister; sie gaben der Welt ein neues Gesicht und schufen sie um nach diesem Bilde ihres höheren Menschen. Eine lebendige, eine gesellschaftlich organisierte Sehnsucht war dieses ganze Mittelalter mit seinem Unten und Oben, wo jeder untere Mensch an seinem höheren Menschen eine Sprosse der Himmelsleiter hatte, die auch ihn emporführen sollte zu einem höheren Dasein. Eine in Stein gehauene Sehnsucht waren ihre Dome; Sehnsucht sangen sie in ihren ergreifendsten Hymnen und Messen, und Sehnsucht atmeten alle jene himmlischen Gestalten, die von der Erde den verklärten Blick emporhoben zum höheren Menschen des Himmels, dem Manne in der Dornenkrone, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. — Und dann kühlte sich

die Glut dieser Sehnsucht ab an dem erkältenden Hauche der Wirklichkeit; die Sehnsucht erstarrte, und die Menschen verspürten keine Neigung, sie vor dem Tode zu bewahren, sie hatten nur noch Eile, sie vollends totzuschlagen. Sie meinten wunders was erreicht zu haben, als sie dieselbe los geworden; „wir haben das Glück erfunden", sagten sie und schmunzelten und blinzelten dabei mit den Augen. Da war auch der höhere Mensch mit ihr gestorben. Die Gelehrten hatten ja entdeckt, daß dieser höhere Mensch auch eben nur „ein Mensch" gewesen, ein jüdischer Rabbi, den die Leute zu seiner Zeit aus Versehen für einen höheren Menschen, einen Christus gehalten, der aber nun für sie selber und für alle Heutigen zu den niederen, den überwundenen Menschen gehört. Freilich ist ihnen allen nicht so ganz wohl dabei, daß nun der höhere Mensch aus dem Leben, aus der Sehnsucht der Menschen verschwunden sein soll. Deshalb suchen sie peinlich und ängstlich nach einer Würde, die sie für ihren Menschen-Jesus doch noch in Anspruch nehmen könnten; sie vergessen dabei, daß der höhere Mensch doch niemals hinter uns, sondern nur vor uns, nicht neben uns, in gleicher Linie mit uns, sondern nur über uns liegen kann. Deshalb wird uns alle ihre Gelehrsamkeit den höheren Menschen nicht retten, und all ihr Scharfsinn uns die große Sehnsucht nicht wiedergeben. Das kann allein das lebendige Herz, das aus sich selbst eine Sehnsucht schafft, das mit dieser Sehnsucht die Menschen von heute überwindet und alle, die sich als Herrn von heute aufspielen; das an seiner Sehnsucht selber sich hinaufarbeitet, um über sich selbst hinauszuschauen nach einem Menschen-

bilde, das so hoch über den heutigen steht wie einst das Christusbild über den Menschen von damals, das wieder alle Tiefen der Welt und alle Tiefen ihres Weh's in seinem Herzen trägt, aber aus der tiefsten Tiefe jeglichen Herzeleides eine Lust hervorholt, die nach Ewigkeiten dürstet. — Meine Freunde: diese große Sehnsucht, die leidende und liebende Sehnsucht, das ist mehr als alle Weisheit der Schriftgelehrten und alle Spitzfindigkeit der Theologen; das ist der heilige Mutterschoß, aus dem je und je ein Christusleben geboren wurde. „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich lebe" — darum rettet euch eure Sehnsucht, rettet euch eure Seele!





Die stillsten Stunden

WENN wir die Geschichte der Menschheit überblicken, so machen wir die keineswegs erfreuliche Wahrnehmung, daß alle großen Wendepunkte in ihr mit gewaltigen Erschütterungen und furchtbaren Revolutionen verbunden erscheinen. Und die großartigste Revolution, die die Geschichte bisher gekannt, tritt uns entgegen unter dem Namen des Christentums, in dem Übergang der alten zur mittelalterlichen, kirchlichen Kultur. Es ist doch nicht ein Gekreuzigter nur, der dem Christentum das heiligste Sinnbild seiner Religion gegeben: es sind ungezählte Tausende, die am Marterholze der Sklaven ihr armes Leben ausgehaucht, und in Strömen von Blut ist eine alte Kultur damals ertränkt, eine neue geschaffen worden. Und was von diesem bedeutsamsten Umschwung unseres bisherigen Kulturlebens gilt, das gilt in entsprechendem Maße bei jedem neuen „Werde" der Völkergeschichte. Da ist kein Staat, keine Kirche, keine Gesellschaftsform je entstanden, ohne daß der Weg des neuen Lebens über Ruinen und Gräber gegangen wäre. — Auch ohne irgend eine Spur von Angst vor der Möglichkeit, daß bei einer Wiederholung ähnlicher Kata-

strophen auch unser persönliches Dasein zu Schaden kommen könnte, legt sich uns doch die Frage nahe: muß das so sein? muß es in alle Ewigkeit so bleiben? — Die Antwort lautet zunächst: ja. Alles Leben will ja sich selbst behaupten, es will in sich selbst beharren. Darum ist jedes neue Werdende eine Verneinung des Gewordenen; jedes Lebendige spricht auch sein Todesurteil über alles, was seinem Leben sich widersetzt. Kampf ums Dasein nennen wir deshalb dieses Leben, und schon der alte Grieche hat den Kampf als den Vater aller Dinge bezeichnet. Das Recht des Lebens ist das Recht des Stärkeren: wie können wir da noch fragen, ob es von dieser allgemeinen Regel je eine Ausnahme geben könne? Wollten wir ein anderes Recht aufstellen, so könnte das ja nur das Recht des Schwächeren werden; es hieße die Kranken und Siechen zu Herren machen über die Gesunden und Starken, es hieße eben eine Verfallsmoral predigen, wie alle die Müdlinge es tun, die um den Schutz ihrer Ohnmacht betteln, weil ihnen selbst die Kraft abgeht, sich durchzusetzen in ihrem Leben.

Und ist denn nicht der Mann, den wir als den Propheten einer neuen Kultur überall nennen hören, ist nicht Friedrich Nietzsche gerade der Apostel dieser Kraftmenschen und Gewaltmenschen, und der berüchtigten Herrenmoral? Hat er nicht in Napoleon einen Vorläufer des von ihm erhofften Messias, des Übermenschen erschaut, sich selbst begeistert in der Erinnerung an die Zeit, wo die wild schweifende blonde Bestie noch in den alten Germanen lebendig war, um dem Raubtier zu huldigen und die Totschläger zu feiern und die Moral

des Christentums als ein Verbrechen am Leben zu bezeichnen, weil sie die Armen und Kranken, die Friedfertigen und die Sanftmütigen selig gepriesen? — Und wenn das Wort dieses neuen Propheten Jünger machen und zeitgestaltend wirken sollte, dann wäre das das erste, daß wir unsere Pfingstkirchen schließen und unsere Pfingstpredigten einstellten. Denn hier predigen wir ja gerade nicht die Gewalt, sondern die Gerechtigkeit, die Liebe; hier sehen wir im Menschen nicht die Bestie, das Raubtier, sondern das Kind Gottes, das einen Geist in sich trägt, der lebendig macht. — Wenn es sich bei dieser Frage nur darum handelte, für oder wider Nietzsche Partei zu ergreifen, in den Verdammungsruf über ihn einzustimmen oder für Nietzsche-Gedanken mildernde Umstände zu suchen und an ihnen herumzudeuten, bis sie minder brutal und gefährlich erschienen, dann würde ich schwerlich auch heute auf Nietzsche Bezug nehmen. Denn nicht um einen Menschen zu verteidigen oder anzuklagen sind wir hier vereinigt, sondern um in dem gärenden Leben der Zeit nach einer festen, klaren, sittlichen Lebensanschauung zu ringen.

Ich glaube allerdings, daß wir viel, viel tiefer eindringen müssen in den Geist dieses neuen Propheten, als es bei den meisten seiner Anhänger und seiner Gegner geschieht, wenn wir an Nietzsche zugleich eine Vertiefung unserer eigenen sittlichen Lebensanschauung und derjenigen unserer Zeit gewinnen wollen. — Vergessen wir einmal einen Augenblick alles, was der Parteien Gunst und Haß über den modernsten aller Philosophen zusammengetragen; folgen wir ihm in die

verborgenste Werkstatt der eigenen Gedanken, lauschen wir den persönlichsten Bekenntnissen seiner Seele! Da redet der Prediger der ewigen Katastrophen, des gewaltsamen Zusammenbruchs, von „Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen und die Welt lenken"; von „den stillsten Stunden, die den Sturm bringen". Zarathustra-Nietzsche hört den Höllenlärm, den die Menschen im Leben machen, den das Leben selber macht; er merkt, wie die Menschen diesem Lärm lauschen, vor ihm erschrecken, ihn bejubeln, wie sie jedenfalls meinen, wo es recht laut und stürmisch zugehe, da müsse etwas Rechtes geschehen, da müsse ein großes Ereignis in der Geschichte sich vorbereiten. Dann wirft sich Nietzsche dieser Wertschätzung der Dinge entgegen: „Die größten Ereignisse, das sind nicht unsere lautesten, sondern unsere stillsten Stunden! Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt, unhörbar dreht sie sich." — Meine Freunde, das sind Worte, Nietzsche-Worte, um die ich doch ganze Bände moralischer oder theologischer Werke hingeben möchte. Diese Worte schärfen das Auge und das Ohr für Lebenswerte, an denen die Mehrzahl der Menschen heute mehr als je achtlos vorübergeht, sie geben uns einen Maßstab zur Beurteilung der sittlichen Lebensfragen an die Hand, den niemand wieder weglegen möchte, der ihn einmal erfaßt und begriffen. Es ist der Maßstab, ohne den wir doch das Leben selbst in seiner Tiefe nicht erfassen, weil wir die Dinge beständig unter falschen Gesichtswinkeln betrachten. Von diesen Menschen, die vom Höllenlärm sich täuschen lassen, lebt

in uns allen etwas. Wenn's draußen still ist, dann meinen wir, es passiert nichts; aber wenn's draußen kracht und ächzt in der Natur, daß alle Riesenkräfte entfesselt erscheinen, dann bekommen wir Respekt vor der Natur, wir ahnen in solcher Übermacht eine göttliche Schöpferkraft oder auch einen göttlichen Vernichtungswillen. Wenn die Völker gegeneinander stehen, und vom Kanonendonner erdröhnt die Erde, dann verzeichnen wir solchen Tag in unserer Geschichte, geben ihn von Kind zu Kind weiter, und solch eine Schlacht, das heißt ein weltgeschichtliches Ereignis. Aber das Beste vergessen wir dabei. Ein Stürmen und Brausen geht durch die Natur, wenn der Frühling ins Land kommt, um den Winter zu bezwingen, und wenn wir das Brausen hören, dann sagen wir: „Jetzt wird's Frühling!" Aber das wahre echte Frühlingsleben, das unter Sturm und Brausen geboren wird, das macht gar keinen Lärm, das geht unsichtbar, unhörbar vor im kleinen Samenkorn, dessen wir am Wege nicht achten, und das einen stillen, neuen Lebenskeim in sich trägt. — Ja, in Pulverdampf und Säbelgerassel schlagen die Völker gegeneinander, und die Männer, die solchen Kriegslärm am meisten gemacht, nennt das Volk seine Großen. Aber Volkskraft und Volkswirken liegt in jenem stillen Heldentum, von dem keiner etwas nach außenhin merkt, dem man keine Denkmale enthüllt auf den Märkten und in den Städten. Dieses Heldentum, das schlägt unhörbare Schlachten des Herzens, und je stiller es wird, desto herrlicher strahlt seine Größe! Wir hören die Menschen mit den lauten Stimmen und

den kräftigen Lungen, ihre Worte regen auf, sie rühren zu Tränen oder rufen lauten Widerspruch hervor. Da meinen wir, das seien doch die führenden Geister, die so große Scharen um sich sammeln, in ihnen müsse doch eine Kraft leben, daß sie träge Menschen in Bewegung zu setzen vermöge. Aber schon ein anderer, auch ein moderner Prophet, hat diesen Schreiern auf dem Markte zugerufen: „Wer eine Zeitlang Skandal erregt, meine nicht, daß er die Welt bewegt!" — Nichts leichter, als Skandal machen! auch nichts lustiger für zahlreiche Menschen! Aber der Skandal dröhnt in die Ohren, er geht nicht ins Herz; er reizt, überreizt die Nerven, aber schafft keinen Segen, kein Leben. Ein kleines Wort, das tief sich hineinbohrt in die Seele und dort in der Stille sein Werk treibt zu keimen und zu sprossen, das bedeutet für die Welt unendlich mehr als der Lärm aller berufenen und unberufenen Schreier. — So müssen wir aber auch bei uns selbst die Ereignisse richtig werten lernen. Es gibt Zeiten, wo uns alles im Leben, das uns begegnet, aus der Fassung bringt, ja, wo unser ganzes Wesen aus den Fugen gegangen scheint. Da wühlt ein Schmerz unser Innerstes auf, daß wir schreien möchten vor Herzbrechen und Weh, da stellen wir uns ungebärdig, und die Menschen, die uns so sehen und hören, so traurig klagend und schmerzvoll stöhnend, sie haben wohl das Gefühl: wo ist ein Schmerz wie dieser! — Und doch gibt es einen Schrei der Seele, von dem niemand etwas hört, der ist schmerzvoller als alles, was gejammert und geklagt werden kann. Es gibt auch Arbeiten, Kämpfe der Seele, bei denen nichts gehämmert und gestoßen, und

doch ein Neues gebildet wird. So still ist es nie im Menschen, als wenn er sich einen Abschluß macht, um mit einem Erlebnis innerlich fertig zu werden. So lange es da noch tobt und poltert, bringen wir die Sache nimmermehr zustande; solche Arbeit erträgt keine Unruhe, dabei muß es ganz still in uns sein. Und wenn alte Werte zerbrochen werden und wir zu neuen Zielen unser Leben führen wollen: erst muß auch da die stille Stunde kommen, in der ein göttliches Geisteskind empfangen wird vom heiligen Geist; und das hellste Licht, das wir in uns anzünden, das brennt so ruhig und klar, daß keine Rauchwolken von ihm aufsteigen, kein Flackern von seiner Berührung mit der unruhigen Welt Zeugnis gibt.

Seht, dieser Nietzsche, der allen Lärm flieht und jedes laute Getöse als eine Verfälschung der sittlichen Lebenswerte verabscheut, der am liebsten viele tausend Fuß über der Welt da unten gelebt und auf Höhen des Lebens geweilt, zu denen kein wirres Geräusch des Tages mehr emporstieg: sollte der seine Freude daran gehabt haben, wenn die Menschen mit Knütteln gegeneinander losgeschlagen hätten, sollte er eine Kultur verkündigen, in der die Bataillone in Uniform gegen die in der Bluse stehen sollten, um zu sehen, wer das Totschlagen am besten verstünde, und wo der Donner der Schlacht am lautesten töne? — — Meine Freunde, laßt mich die Frage mit einem Hinweis auf unsere eigene Erfahrung beantworten. Wenn wir den Sinn der stillsten Stunden begriffen und den Wert jener großen Ereignisse, von denen nichts in die Zeitung kommt, und die kein Herold

ausposaunt: sagt, werden wir dann selber Neigung verspüren, unseren eigenen Herold zu machen und unsere stillsten Stunden dem Gaffen und Gezänke der Menschen preis zu geben? Im Evangelium steht ein Spruch, daß man seine Perlen nicht vor die Säue werfen und das Heiligtum nicht den Hunden geben soll! Was aber ist denn eine Perle, was ein Heiligtum, wenn nicht das, was unsere stillste Stunde uns gebracht! Das ist ja so zart und so schön, daß wir selbst es auszusprechen, es in Gedanken zu übersetzen uns scheuen, weil wir fürchten, sein bester Duft werde schon durch das Wort, durch den Gedanken angetastet. Wer solch eine Tiefe hat, in die nur er hinabsteigt, hinabschaut, einen Rest, der noch übrig bleibt von seinem Leben, wenn wir alle seine Worte und Taten gekannt und abgezogen haben, der schützt diese Tiefe und diesen Rest vor allem, was Lärm machen könnte, vor allen lauten Worten, vor allem zudringlichen und aufdringlichen Geschwätz. Das nennt Nietzsche: „Sich eine Oberfläche anheucheln!“ Es ist ein Unnahbares, mit dem der Mensch sich umgibt, nicht um die anderen Menschen hochmütig von sich fern zu halten, sondern um sich selbst vor ihnen zu retten, daß sie nicht mit ungeschickten Händen eine Perle anfassen, die keine rauhe Berührung verträgt. So fassen biblische Schriftsteller die Gleichnisreden der Evangelien als solch eine schützende Hülle auf, mit der ein himmlischer Gedanke sich umgeben, damit nicht der Unverstand mit täppischem Zugreifen den Gedanken zerstöre, verderbe. So ermahnt auch Zarathustra seine Jünger, sie sollten achten auf jede Stunde, wo ihr Geist in Gleichnissen reden wolle,

denn da sei der Ursprung ihrer Tugend. Ja, es gibt eine Oberfläche, die nur der Mensch kennt und braucht, der Tiefe in sich trägt. Da wird die Heuchelei ein Schutz der Wahrhaftigkeit, die Oberfläche ein Schutz für die Tiefe, und wer solche Oberfläche sich anheuchelt, der ist damit doch unendlich viel aufrichtiger und wahrhaftiger als der, der jedes Wort auf der Zunge trägt, aber dann auch nichts mehr hat, als die Bewegungen und Laute seiner Zunge.

Wie, wenn nun diese Vergötterung des Kraftmenschentums und Gewaltmenschentums bei Nietzsche auch nur solch eine Oberfläche gewesen wäre, die er sich angeheuchelt, um seine Perlen gegen die Säue und sein Heiligtum gegen die Hunde zu schützen? wenn das nur ein Bild und Gleichnis gewesen, das Nietzsche gern den Leuten überlassen, denen es Freude macht, an demselben ihr Mütchen zu kühlen? Und das Gleichnis ist so treffend gewählt, daß es den Ernsten, Verständigen alles sagt und den Toren alles verbirgt, daß es die Perle erkennen läßt, wenn die richtigen Augen es betrachten, und daß es die Perle schützend verhüllt vor rohen Blicken und täppischen Händen. Gewiß, auch Nietzsche ist ein Totschläger gewesen, auch wir müssen Totschläger werden! Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir! Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir! Aber es gibt noch Dinge, die ärgerlicher sind als ein Auge und eine Hand: das sind alle die Schwächen, die wir in uns hätscheln und groß ziehen, Gedankenlosigkeiten, denen wir scharf auf die Finger zu sehen uns scheuen, alte, liebe Gewohnheiten,

die uns eben zu lieb geworden sind, als daß wir ihnen einen Stoß geben möchten, und dann vor allem die leidenden Stimmungen, über die auch alle unsere Freuden nicht hinauskommen, daß wir's nicht wagen, den Kämpfenden uns zuzugesellen, die gegen sich selbst die Waffe wenden und zu all den Stimmungen und Weichheiten das stahlharte: „Ich will" sprechen! Kraft- und Gewaltmenschen — ach, daß wir's doch wären, daß wir nicht auf unsere Ohnmachtsanfälle uns noch etwas einbilden und mit unserer Schwäche ein traurig-lüsternes Spiel treiben wollten! Ja, in diesen stillsten Stunden gibt's ein stilles Totschlagen und Begraben, ein Ausreißen und Abhacken, und dabei verzieht der Tapfere nicht einmal eine Miene, es kommt kein Klagelaut über seine Lippen. Ach, wenn wir doch nur halb so viel Mühe darauf verwendeten, Kräfte des Willens in uns zu sammeln, wie wir jetzt daran setzen, unseren schwachen Willen zu konservieren und für seine Schwäche allerlei wohlklingende Gründe beizubringen! Wenn wir doch nur wirklich eine Herrenmoral lernten, die gewaltig ist und das Herrschen versteht, denn zu Herren sind wir doch alle berufen von unserem Schöpfer, nicht nur zu Herren der Erde, sondern auch zu Herren des Geistes; und Herrschaft ist eine große, heilige Sache, die wir vom Weltenherrscher lernen sollen; Hammer sollen wir sein im Leben und nicht Amboß, und das ist der große Jammer unter den Menschen, daß sie sich scheuen, Hammer zu werden, und die Tugend des Amboßes, der sich schlagen läßt, Geduld nennen. Es ist ja nicht wahr, daß das Christentum eine Herrenmoral verabscheue und eine Sklavenmoral

predige! Ja, dieses feige und träge Ding, das die Menschen heute Christentum nennen, diese Studierstuben-religion oder Kasernenreligion, die kann keine Herrscher gebrauchen, weil sie eben diejenigen Mächte zur Herrschaft beruft, deren ganze Stärke nur in der Schwäche der andern besteht. Aber es gibt ein Christentum, das ganz und gar gewaltige Kraft, ganz und gar Herrscher-instinkt gewesen ist: dieses königliche Christentum, vor dem auch ein Pilatus und ein Herodes mit der ganzen Schar ihrer Kriegsknechte die Ohnmächtigen gewesen; ein Christentum der Liebe und Milde und Sanftmut, — jawohl! Aber man kann ja im Herzen Milde tragen und doch mit Keulen dazwischenschlagen; und das war doch wohl Herrenmoral, als des Menschen Sohn sich zum Herrn machte über den Sabbat, und er die Geißel drehte, um alle Krämer und Händler aus dem Tempel-hofe zu vertreiben, das war doch ein Kraftmensch und Gewaltmensch, der dem weichlichen Petrusherzen das Wort entgegenschleudert: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Meine Freunde: Pfingsten ist auch ein Fest der stillsten Stunden, es redet von den Erfindungen neuer Werte, um die die Welt sich dreht, unhörbar sich dreht. Lärm genug, oft genug einen Höllenlärm hat's freilich in unserer Pfingstkirche gegeben, gibt es leider Gottes auch heute noch genug. Aber das sagt uns die Predigt vom Geiste immer wieder, daß nicht der Lärm die Welt regiert, sondern die Stille, daß es im letzten Grunde doch die geistigen und sittlichen Mächte des Menschen-wesens sind, die das Erdreich besitzen werden. Vielleicht,

daß auch die Völkergeschichte sich eine Oberfläche anheuchelt für die, die mit sehenden Augen doch nicht sehen, mit hörenden Ohren doch nicht hören, wenn's auch da so viel Höllenlärm erst gibt, den die Menschen für die Botschaft großer Ereignisse halten, damit sie mit all ihrem Geschwätz und Lärm sich denjenigen Ereignissen fern halten, in denen wirklich ein neues, ein Herzensleben nach seiner Geburtsstunde ringt. Darum aber wird auch das Menschengeschlecht nicht immer dieses Lärms und all der Oberfläche in den Ereignissen seiner Geschichte bedürfen. Je mehr die Menschen lernen, das tot schlagen, was wirklich des Todes wert ist, desto weniger werden sie dazu kommen, sich selber gegenseitig tot zu schlagen. Je kraftvoller der Wille sich seines Herrscherberufes bewußt wird, je gewaltiger die Menschen nach Größe, Menschengröße ringen, desto lächerlicher wird ihnen die Zeit vorkommen, wo die Stärke des Menschen in der Kraft seiner Muskeln, seine Gewalt in dem aufgehäuften Vorrat von Pulver und Blei gesucht wurde. Und das ist doch der Tag der Pfingsten, der erfüllt werden soll: daß wir unser Leben schätzen, nicht nach seinen lautesten, sondern nach seinen stillsten Stunden, damit in dem, was getan wird im Herzen, ein großes, ein reines Menschenleben geschaffen werde!





Die Persönlichkeit

Das 19. Jahrhundert begann mit einem mächtigen Appell an die Völker, namentlich an das Volk der Deutschen. Im 18. Jahrhundert hatte es in Europa noch keine Völker gegeben, nur Dynastien, Höfe; und um diese Herrscherhöfe drehte sich alles Leben; von den Brosamen, die von den Tischen derselben abfielen, lebte das Volk; um dieser Brosamen willen bückte es sich bis tief in den Staub, ließ es sich auch die Fußtritte gefallen, die die gnädigen Herren ihm auszuteilen geruhten. Dann kam der Korse, und trat alle diese Größe unter seine Füße. Die größere Selbstsucht des Riesen verschlang die Selbstsucht der Zwerge; Deutschland war nur noch eine geschichtliche Erinnerung; nur noch einen Willen schien Europa zu haben: den Willen Napoleons. Aber in diesem Zusammenbruch der Dynastien fingen die Völker an, sich auf sich selbst zu besinnen. Es kamen Bußprediger, die ihm die Sprache seiner Leiden deuteten, daß ihr Donner das Volk aus seinem jahrhundertelangen Schlafe aufwecken sollte; es kam der prophetische Fichte, mit seinen Reden an die deutsche Nation, der wie ein lebendig wehender Gottesodem über die Totengebeine unseres

Vaterlandes dahinfuhr und sie wieder zusammenbrachte, daß sie lebendig wurden. Und wie das Volk sich auf sich selbst besann und der erstaunten Welt zeigte, daß es auch noch da sei, da wandte sich das Gericht, das an den Höfen vollstreckt war, wider seinen Vollstrecker, der deutsche Phönix erstand aus seiner Asche, das Volk hatte seine unverwüstliche Kraft, sein ewiges Leben offenbart. Eine Wiedergeburt des Volkslebens zu schaffen, das war nun das Programm dieser großen Propheten. Volksbildung, Volkserziehung sollten ein neues Selbst im Volke schaffen, ein freies, im eigenen Leben zusammenhängendes Selbst an Stelle des unfreien, zerstückelten, zerfahrenen; und alle diese besten, die freiesten und edelsten Geister legten Hand ans Werk, um unser Volksleben an Haupt und Gliedern, um es von Grund aus zu erneuern. — — Ob und wie weit dieses Werk gelungen, ob mit demselben auch nur ein verheißungsvoller Anfang gemacht oder von vornherein eine falsche Bahn eingeschlagen sei, darüber gehen bekanntlich die Meinungen sehr weit auseinander. Unter denen aber, die dieses Werk als von Grund aus verfehlt und verpfuscht betrachten, hat niemand seinem Unmut so energisch Luft gemacht wie Friedrich Nietzsche. Wenn wir stolz auf unsere Volksschulen sind, in denen jedermann mindestens lesen und schreiben, womöglich sogar noch etwas mehr lerne, so sagt Nietzsche: „daß jedermann heute lesen und schreiben lernen darf, das verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken!“ Wenn wir Volksbibliotheken gründen, Lesehallen und Kunstanstalten bauen, um die geistigen Schätze der Mensch-

heit möglichst weiten Kreisen zugänglich zu machen, so klagt Nietzsche: „Einst war der Geist Gott, jetzt — durch seine Einführungen in die Massen, ist er Pöbel geworden!" Ja, pöbelhaft nennt er unsere ganze Kultur, pöbelmännisch unsere Manieren, und eine Herrschaft des Pöbels, wie sie durch den ganzen Entwicklungsgang, durch die demokratischen Instinkte unserer Kultur immer unaufhaltsamer zu werden scheint, ist ihm das Grab alles echten Menschenlebens. Liegt in der Tendenz der Zeit ohne Zweifel die Gefahr, die Menschen zu nivellieren, ihre Bildung zu uniformieren, und damit zu veräußerlichen, so wird Nietzsches Abneigung gegen diese Tendenz nicht nur verständlich, sondern auch durchaus beherzigenswert. Diesem Gange der Dinge sich entgegenzuwerfen, macht er zu seinem eigentlichen Lebensberuf. Die Predigt von der Gleichheit aller Menschen ist ihm die gefährlichste Lüge des vergangenen Jahrhunderts. Deshalb predigt er die Ungleichheit aller Menschen. Er verlangt von den Menschen, daß sie sich nicht alle miteinander auf du und du stellen, sondern sich ihrer Abstände voneinander bewußt werden, daß sie Distanz zueinander halten, damit das Große und das Kleine in ihrer Verschiedenheit voneinander deutlich werde. Nicht Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit soll die Losung der neuen Kultur werden, sondern die Eigenheit der menschlichen Persönlichkeit, das Recht des Menschen auf seine Eigenheit, die Lust zur Entfaltung und Ausbildung derselben.

Diese seine Forderung begründet Nietzsche damit, daß jeder Mensch ein einmaliges Wunder sei, noch nie dagewesen und nie wiederkehrend außer in seinem eigenen

Selbst. Und hat denn Nietzsche nicht recht mit seiner Forderung? Ich gehe noch weiter als Nietzsche! Nicht nur der Mensch ist ein einmaliges Wunder, jedes einzelne Leben trägt solche Eigenartigkeit und Einzigkeit in sich. — Seht in das wogende Ährenfeld! Unzählige Halme neigen sich im Winde, daß das Ganze uns nur eine große gleichartige Masse erscheint. Aber nehmt nur zwei dieser Halme und betrachtet sie genauer, vergleicht sie untereinander: da ist doch keiner wie der andere, jeder ist wieder etwas Besonderes für sich, er trägt ein individuelles Leben in sich. Und nehmt vom Halme die Ähre: ein Korn liegt neben dem andern, und eins sieht aus wie das andre. Aber in Wirklichkeit ist keins wie das andre, und aus jedem derselben wächst wieder ein besonderer Halm, so eigentümlich, daß er seinesgleichen noch nie in der Welt gehabt. Oder geht noch weiter! Der Sand am Meere, wer vermag ihn zu zählen! Und diese alles Menschenmaß überschreitende Menge von Sandkörnern bildet ja eine einförmige Masse, so einförmig, daß das Menschenauge ermüdet, wenn es länger ihren Anblick ertragen muß. Aber nun schärft nur euer Auge und betrachtet zwei beliebige dieser Körnchen nebeneinander: jedes ist wieder etwas für sich, und in der ganzen unübersehbaren Masse findet ihr doch kein zweites, das dem ersten gleich wäre. Und was vom Sandkorn gilt, gilt von jedem Tropfen des weiten, unergründlich tiefen Meeres, gilt von jedem Stäubchen der Luft, von jedem kleinsten Teilchen im großen uferlosen Weltenraume! Das nenne ich Reichtum Gottes, daß er in seinem Leben sich nie wiederholt; das nenne

ich unendliche Schöpferkraft, daß sich die Welt niemals und nirgends mit Kopien abgibt, das sie allüberall Originale, eigenes, ursprüngliches Leben schafft. — Sollte da nicht der Mensch, in dessen Auge und Seele sich all dieses einzigartige und eigenartige Leben widerspiegelt, auch selbst zu solchem Leben erweckt werden? Sollte es gerade sein Los sein, daß er allein von dieser Überfülle ursprünglichen Lebens ausgeschlossen sein sollte? Sollte er an dem, was aller anderen Kreatur ein Segen ist, sich ärgern, vor dieser Fülle sich fürchten, um in der Entäußerung derselben seine wahre Lebensaufgabe zu erblicken? Ja, im Menschen erwachen freilich auch die zusammenhaltenden Kräfte des Lebens. Er umspannt mit der Weite seines Geistes das Größte und Kleinste, er vergleicht das Ähnlichste und Verschiedenartigste, er verbindet in seinen Gedanken das Nächste und das Entfernteste. Aber er würde sich doch gegen das Leben versündigen, er würde einen geistigen Selbstmord begehen, wenn er nun diese zusammenhaltende Macht der Gedanken gebrauchen wollte, um die bunte Welt mit all ihrer Farbenpracht grau in grau zu übermalen, um in seiner eigenen Menschenwelt alles so gleich, so einförmig und eintönig zu machen, was doch Gott zu einem eigenen Dasein bestimmt und geschaffen. Von allem, was doppelt in der Welt wäre, käme ja eine Anklage gegen den Gott, in dessen Leben alles Menschenleben wurzelt; da bekämen wir, die wir nur die Wiederholung eines anderen wären, das Gefühl, daß wir zuviel, daß wir überflüssig wären in der Welt. Denn daß wir nicht überflüssig sind im Leben, das liegt eben daran, daß kein anderer an unserer

Stelle untergeschoben, mit uns verwechselt werden kann, daß es eine Lücke des Lebens, der Herzen gibt, in die nur wir allein genau hineinpassen, und wenn einmal auch ein anderer unseren Platz im Leben einnimmt, doch eine Lücke bleibt, die als die einzige Spur unseres Daseins in den Menschenherzen zurückbleibt und nur unserem Bilde und unserem Wesen entspricht. Das Gefühl, überflüssig zu sein in der Welt, in ihr keinen eigenen Platz auszufüllen, keine eigenen Werte zu vertreten, das ist die wahre Verdammnis des Lebens, und wer dieses Gefühl mit sich herumschleppt, ohne es loswerden zu können, der leidet schlimmeres als Höllenqualen; aber das Gefühl, mit der bescheidensten Kraft, die in uns lebt, mit dem kleinsten Kapital, das wir unser eigen nennen, doch noch einen notwendigen, gottgewollten, unersetzlichen Beitrag zu liefern zu dem göttlichen Besitzstande der Menschheit, das ist Leben, und wer dieses Leben in sich trägt, es sich lebendig erhält, der kennt mehr als alles, was Himmelslust und Seligkeit dem Menschen bedeutet.

Deshalb aber ist es eine enge, sehr enge Pforte, durch die die Menschen zum Leben eingehen, und ein gar schmaler Pfad führt zu dieser Pforte hin. Da ist gerade immer nur Platz für einen einzigen Menschen, für ihn selber, da gibt es eine Vorsicht, mit der der Mensch alle seine Sinne schärfen muß, um auf den Weg achtzuhaben, daß er keinen Augenblick vom Wege absehen darf, wenn er nicht den Halt verlieren, schwindlig werden, ins Bodenlose hinabstürzen will. Das ist nicht jedermanns Ding; es kostet Anstrengung, es braucht

scharfe Augen, einen schwindelfreien Kopf und ein festes, mutiges Herz. Es geht sich eben viel bequemer auf der breiten Heerstraße, wo einer neben dem andern herläuft und viele sind, die miteinander wandern, und wenn nur einer die Richtung gibt, so folgen die andern ihm alle nach, in gleichem Schritt und Tritt. Auf diesem breiten Wege braucht keiner die Verantwortung für den rechten Weg auf sich selber zu nehmen; auch wenn der Führer seine blinde Gefolgschaft in die Irre geleitet, mißtraut dieselbe doch lieber den eigenen Augen als ihrem Führer, sie bekennt eher, daß der falsche, breite Weg doch noch der richtige sei, als daß sie die eigene Blindheit und Bequemlichkeit verurteilt. Das sind die Herdenmenschen, die nicht begreifen können, daß es eine Stärke gibt, die der Mann nur fühlt, wenn er allein steht. Sie haben keinen Halt in sich, suchen also ihren Halt in der Anlehnung an andere, sie besitzen keinen eigenen Fonds und zehren deshalb immer nur von dem Kapital, das andere gesammelt. — Von dieser Herde weg hat Nietzsche die Menschen gerufen; er hat sie gewarnt vor dem breiten Wege und ihren Sinn hingelenkt auf die einsamen Wege, die gar gefahrvoll und mühsam sind, aber auch die Seligkeiten des Lebens in sich bergen. Diese schmalen Wege, das sind die Wege der Schaffenden: „wo der Mensch eine neue Kraft wird und ein neues Recht, ein aus sich rollendes Rad und eine erste Bewegung!“ Da wird jede Kraft seines Wesens eine lebendige Schöpferkraft, wo kein Gedanke nur sich selber wiederholt, kein Gefühl, kein Entschluß nur eine Kopie ist von etwas, das schon einmal dagewesen. Das ist ein neuer Glaube

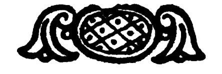
an den Menschen, daß er nicht von Erborgtem zu leben braucht, sondern ein eigener Schacht in seiner Seele liegt, in dessen verborgener Tiefe Goldadern sich bergen, die er nur zu heben braucht, um auch eigene Werte, Reichtümer der Seele ans Licht zu fördern. Das ist eine neue Liebe zu dem Menschen, der unter seiner armseligen Hülle ungeahnte Schätze birgt, göttliche, lebendige Samenkörner, die keimkräftig sich erhalten haben unter all der Last des auf ihnen liegenden Toten. Wieder berührt sich hier Nietzsche, der Gottlose, mit dem frommen Sallet, der den Irrtum, den der Mensch selbst gefunden, höher wertet, als jede Wahrheit, die er auswendig gelernt habe. — Aber freilich: der Mensch ist es, der in seiner Seele dieses Eigene, diese Kraft des Schaffenden besitzt, nicht in seinem Rocke, nicht in seinen Manieren und Umgangsformen des Lebens. Etwas Eigenes hat damit der Mensch noch lange nicht, daß er nur anders ist als die andern und nur „nein" sagt zu dem, wozu die andern „ja" sagen. Es gibt ja auch Leute, die ich umgekehrte Herdenmenschen nennen möchte: sie halten sich selbst für Originale, weil sie alles anders tun, denken, reden, als sie von den andern sehen, und sie sind doch nur das Widerspiel der andern, sie erhalten den Antrieb ihres Lebens nicht aus dem, was in ihnen selber lebendig ist, sondern aus der Opposition gegen das, was nicht sie selber sind. Was sie schön nennen, ist ihnen nicht deshalb schön, weil es ihre Seele ergriffen, ihr Herz erfüllt hat mit der freien Lust des Schauens, sondern weil andre es nicht leiden mögen und häßlich nennen. Ihr Gutes, dem sie nachstreben ist nicht das,

wodurch sie selber stärker, größer, besser geworden sind und immer noch stärker, größer, besser werden wollen, sondern eine Laune, der sie folgen, die sie sich zum Gesetz machen, weil andre dieselbe nicht mögen. Als ob jemand leben könnte vom Neinsagen, oder schaffen, indem er nur Maulwurfsgänge gräbt in den Äckern und Wiesen der Menschen! Auch der schmalste Weg ist immer ein Weg, und jeder Weg hat sein Ziel, und das Ziel eines jeden Weges ist ein „ja“, kein „nein“! Deshalb würde der Verächter des Pöbels sie doch alle zum Pöbel rechnen, die nur deshalb abseits vom breiten Wege sich halten, weil sie sehen, wie es viele sind, die ihn wandeln; er würde auch die ausgesuchtesten Sonderlinge für Herdenmenschen erklären, wenn sie die Gründe ihres Tuns und Lassens nur aus der Sucht ableiten würden, von der Herde sich zu unterscheiden.

So gewinnen wir durch die Forderung Nietzsches, daß jeder Mensch sein einmaliges Wunder auch bewahre und etwas Eigenes werde, eine Kulturforderung, die sich doch wesentlich als eine Ergänzung und Fortbildung des sittlichen Lebensideals anzeigt, wie unsere großen Propheten am Anfang des 19. Jahrhunderts aus dunkler Nacht des Volkslebens heraus es verkündigt. Ein Volk haben ja auch sie schaffen wollen, keinen Pöbel! Und damit wir wirklich ein Volk werden, muß alles, was Pöbel heißt, erst noch überwunden werden. Pöbel aber ist alles, was herdenmäßig lebt und die Antriebe seines Tuns und Lassens von andern hernimmt, nicht aus seinem Eigenen, oder, um noch genauer mit Nietzsche zu reden: Pöbel ist überall da, wo der Mensch nicht er

selbst, sondern sein Nachbar wird. Pöbel bedeutet also nicht eine Menschenklasse, nicht eine soziale Schicht der Bevölkerung, sondern eine Gesinnung. Es gibt gar vornehmen Pöbel, überall da, wo die Menschen ihren Stolz darin suchen, sich gegenseitig in lakaienhafter Denkungsart zu überbieten. Es gibt einen politischen, einen Parteipöbel, der es für seine Menschenpflicht hält, den großen Troß mehren zu helfen, der einem Führer auf breiter Heerstraße nachläuft. Es gibt Pöbel in der Wissenschaft und in der Kunst, überall wo die Menschen nicht eher zu einer Sache, einem Grundsatz, einem Werke sich zu bekennen wagen, bis irgend eine Autorität ihr Urteil in der Sache gesprochen, und es gibt auch einen frommen Pöbel, der die Ohren spitzt nach dem, was der Nachbar glaubt, der auch in den Fragen des Herzens und Gewissens sich von der großen Zahl imponieren und von der großen Herde bestimmen läßt. Der ruft sein „Hosianna" und sein „Kreuzige" ohne zu wissen, was er tut, und lästert vor allen Dingen jeden, der nicht mitruft, der nicht tanzt, wenn gepfiffen wird und nicht weint, wenn geklagt wird. — Wenn Pöbelherrschaft das Schlimmste ist, was einem Volke widerfahren kann, nun, dann laßt uns nur die Augen aufmachen, und wir sehen auf allen Lebensgebieten, daß diese gefährlichste aller Gefahren doch schon über uns gekommen ist, vielleicht sogar durch unsere eigene Tat und Schuld. Wir alle stehen unter dem Banne dessen, was man in der medizinischen Seelenpflege die Suggestion nennt, unter dem Einfluß fremder Gedanken, fremder Willensäußerungen. Was wir oft gehört, das

verliert für uns sein Befremden, wir meinen dann, wir hätten es verstanden, uns angeeignet. So ist in unserem Geschmack, unserem sittlichen Urteil, unserem religiösen Glauben weit mehr Suggestion, weit mehr fremdes als eigenes Leben. Wir haben das Fremde nicht geprüft, verarbeitet und damit zu Eigenem gemacht, sondern es in das Gefäß unseres Geistes hineingießen lassen, wo es sich dann, oft bunt genug, mit dem übrigen Inhalt desselben vermischt hat. Darum steckt ein Stück Pöbel auch noch in unserer Seele, ob wir nun über andere herrschen oder von andren beherrscht werden. Aus dem Pöbel den Menschen, eine starke eigene und freie Persönlichkeit zu bilden, das ist der größte Dienst, den wir unserem Volke leisten können. Ein Volk, keine unterschiedslose Masse, die den breiten Weg zur Verdammnis wandelt — sondern eine Gemeinschaft von Menschen, wo jeder den schmalen Weg des Lebens wandelt, keine Herde, in der der einzelne nur seine Nummer hat und seine Zahl darstellt, sondern ein Leib mit vielen Gliedern, wo jedes Glied sein eigenes Leben, seine eigene Seele hat!





Die neue Treue

DEIN Wort in unserer Sprache hat einen so schönen, so tiefen Klang wie: die Treue! Wohl reden und singen wir von der Liebe, und in ungezählten Weisen hat dieses Wort Besitz genommen von den Herzen der Menschen. Aber selbst der Klang der Liebe reicht an den der Treue nicht heran. Gott ist die Liebe — das ist ein großes Wort; aber Gott ist getreu, das ist noch viel, viel größer und erhabener. Auch die Liebe bekommt in der Treue erst ihren wahren Wert, sie wird durch dieselbe erst Beharrlichkeit, Ausdauer, daß Menschen sich auf sie verlassen, ihr Vertrauen auf sie setzen können. Die Treue war einst in Deutschland Grundtugend, ja, sie war die Grundlage des gesamten Rechtes, unseres Volkslebens. Ehe der geschriebene Kontrakt und das Interesse der baren Zahlung die Menschen an ihre Pflicht band, galt die Treue als das einzig verpflichtende Recht. Keines geschriebenen Buchstabens bedurfte der Fürst, um seine Mannen zum Heerbann zu entbieten; die Lehnspflicht war die Pflicht der Treue, sie stand so hoch, sie war so selbstverständlich, daß keine Schande arg genug schien für den, der an solcher Treue Verrat geübt. — Wie haben

sich doch die Zeiten geändert! Wir können doch diejenigen nicht ohne weiteres Schwarzseher nennen, die es als ein Zeichen des sittlichen Verfalls im Leben bemerkt haben wollen, daß Treue und Glauben unter uns im Schwinden begriffen sei! Wo die Menschen ihre Worte oft genug nur gebrauchen, um ihre Gedanken dahinter zu verbergen, wo Worte, Versprechungen oft genug von vornherein nur gegeben werden mit dem Hintergedanken, dieselben niemals zu halten, ist da denn die Klage über den Rückgang der Treue im Volksgemüt unberechtigt? Wie nach dem bekannten Sprichwort Handel und Wandel keine Freundschaft leiden, so ist die ganze Grundlage unseres Lebens weit mehr ein Argwohn und ein Schutz gegen die Untreue als der alte Glaube an die Treue. Wer wird denn heute noch dem Dichter recht geben, wenn er bekennt, daß die Treue doch kein leerer Wahn sei! Wir würden höchstens noch sagen, daß Ausnahmen nur die Regel bestätigten, und daß in all der massenhaft aufgespeicherten Untreue die einzelne Ausnahme doch nichts mehr bedeute. — Und nun kommt der Mann, in dessen Namen die ganze sittliche Revolution unseres Zeitalters ihren prägnantesten Ausdruck gefunden: Friedrich Nietzsche, und erklärt der Treue den Krieg im Namen einer neuen Kultur, einer neuen Menschheit. Ihm ist die Treue nicht mehr nur ein leerer Wahn, sondern mehr als das, ein Verbrechen am Leben, eine Schwächung der höchsten Menschenkraft. Nicht das Beharren, sondern das sich Wandeln ist ihm die Lebensaufgabe des Menschen: nur wer sich wandelt, dem fühlt er sich verwandt! Jeder Augenblick des Lebens ist auf sich selbst gestellt; kein

gegenwärtiger Punkt hat das Recht, von sich aus einen Anspruch auf den folgenden zu erheben. Aus dem, was wir jetzt wollen, denken, empfinden, darf kein Mensch einen Grund ableiten, von uns zu fordern, daß wir morgen noch ebenso wollen, denken, empfinden. Und diese Predigt Nietzsches von der Pflicht der Verwandlung hat wie keine andere begierig aufhorchende Ohren und gläubige Herzen gefunden. Diese Predigt gehört ohne Zweifel zu den einflußreichsten und gefährlichsten, gerade in ihrer Gefahr aber auch wieder zu den heilsamsten, notwendigsten Stücken moderner sittlicher Lebensanschauung.

Sollten wir nicht vielleicht auch in der Treue lernen müssen? Sollte es nicht auch von der Treue ein Zerrbild geben, eine Maske, hinter der die Menschen nur ihre lasterhafte Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit verbergen? Wenn wir einem Menschen nach jahrelanger Trennung wieder begegnen, und wir müssen dann von ihm sagen, daß er sich gar nicht verändert, daß er genau noch der alte geblieben: ist denn das für ihn unter allen Umständen ein Lob? Wenn er uns verlassen als ein halbes Kind, mit der Klugheit des Kindes und allerlei kindischen Anschlägen: wäre es da nicht für ihn richtiger gewesen, ein anderer, ein Mann zu werden und abzutun das, was kindisch hieß? Bleibt denn die Frucht, was sie als Knospe und Blüte gewesen? Ist nicht ihr Reifen auch ein Abstoßen von Blüten und Kelchblättern, die einst einmal unser Auge entzückt! Leben ist Entwicklung — aber Entwicklung ist auch ein stetes sich Wandeln, sie ist eine unaufhörliche Untreue gegen das,

was da war. Und wenn nun der Mensch, eben weil er Mensch ist und seinen eigenen Willen in sich trägt, auch die Fähigkeit besitzt, dem Gesetz der Entwicklung sich zu widersetzen und sein Leben dem Beharrungsvermögen zu verschreiben: ist denn solch ein Tun nicht ein Frevel gegen das Leben? Und doch nennen die Menschen auch solches Tun eine Treue! Sie sagen: sie wollen das Erbe der Väter treu bewahren! Und das heißt oft genug gar nichts anderes, als daß sie ein Erbe, das sie überkommen, wohlverwahrt in eine Truhe legen, damit kein Lichtstrahl und kein Lufthauch ihm Zerstörung bringe, daß es aber auch außerhalb des menschlichen Verkehrs stehe, keinem Lebendigen diene und keinen Zweck im Leben erfülle. — Die Menschen sagen: wir wollen unserem Glauben treu bleiben bis in den Tod! Aber es ist oft genug nur Eigensinn und Beschränktheit, die so redet! Das ist ja keine Kunst und kein Verdienst, solche Treue zu üben. Wir brauchen nur Auge und Ohr zu verschließen, daß sie nichts in sich aufnehmen, was jenseits der Schranken dieses Glaubens liegt; wir brauchen nur den Gedanken zu verbieten, daß sie sich regen, und wenn wir dann alle Mühe und Arbeit, die andere mit ihren Sinnen und Gedanken auf sich genommen, glücklich abgelehnt und von uns ferngehalten haben, dann meinen wir wohl noch, einen Dank und einen Lohn unserer Treue beanspruchen zu können! Wir wagen es, uns den Menschen als Vorbilder zu zeigen: seht, so fest, so treu sollt auch ihr sein! Es ist ja doch auch die viel gerühmte Überzeugungstreue oft genug nichts anderes als die gewollte oder natürliche Un-

fähigkeit, weiter zu denken als andre uns denken gelehrt, uns zu denken erlaubt, und hinter dem beliebten Pochen auf Grundsätze, die angeblich unerschütterlich sein sollen, liegt oft genug nichts anderes, als eine geradezu bösartige Hartnäckigkeit, deren sogenannte Grundsätze keinen anderen Grund haben als das eigene Interesse, dem dieselben förderlich erscheinen. Diese Treue, das war ja die Falle, die die mittelalterliche Kirche ihren Gläubigen gelegt, um die Gewissen für Zeit und Ewigkeit in derselben zu fangen. Das war das Gebundensein an den feierlichen Schwur, mit dem der Priester sich selbst und der Erde entsagte, mit dem der Mönch und die Nonne ihr Ordensgelübde auf sich nahmen, um ihr Leben der Kirche, dem Himmel zum treusten Dienste zu weihen. Und Luther hat doch recht getan, daß er solche Treue eine Sünde nannte, als er selbst der Welt mit mutigem Beispiel voranging, solche Priestergelübde und Klostergelübde zu brechen, und noch heute feiern wir den Bruch dieser Gelübde als eine rettende, befreiende Tat der Reformationszeit. Sollte solch eine Untreue gegen eine heilige Verpflichtung nur im 16. Jahrhundert eine Tugend, im 20. dagegen unbedingt ein Frevel sein? Ist es nicht vielmehr ein Frevel, den Menschen überhaupt eine Treue zu predigen, die sie zum Verzicht auf den Gebrauch ihrer besten, edelsten Menschenkräfte verpflichten, die sie zum geistigen Stillstand in der ewigen, fortschreitenden Bewegung des Lebens verurteilen müßte! — Oder was man einst Treue nannte, das ist heute eine Feigheit geworden: wir nennen es Unterwürfigkeit, Servilität. Und es steckt in unserer

politischen Treue so unendlich viel Servilität! Treue Untertanen: das sind Leute, die nie durch eine eigene Meinung beschwerlich werden, die von vorneherein überzeugt sind, daß wenn Gott ein Amt gegeben, gibt er auch den Verstand dazu, und deshalb ja und amen sagen zu allem, was die Männer in Amt und Würden ihnen vorsprechen. — Wir hören es oft als eine Anklage gegen uns, daß wir doch in diesem oder jenem Punkte heute nicht mehr so dächten und urteilten wie früher — und solche Anklage macht uns oft noch tiefen Eindruck, sie macht uns wenigstens befangen, daß wir uns ihrer schämen, uns gegen dieselbe wehren, weil wir in ihr einen Vorwurf der Untreue vernehmen, der uns kränkt, und den wir nicht gerne auf uns sitzen lassen möchten. Und wir sollten es doch lernen, es als ein Lob, eine Anerkennung hinzunehmen, daß wir innerlich weitergearbeitet, Altes überwunden, Neues erkämpft haben! — Und haben wir Menschen, die wir lieben, so meinen wir noch wohl, die Treue solcher Liebe sei ihre Blindheit, sie bestehe darin, daß wir den Standpunkt unserer Freunde vertreten, ihre Meinung verteidigen gegen alle Welt, nicht weil's die Wahrheit, sondern weil's die Liebe so zu fordern scheint. Wir nennen in der Liebe Treue das Anpassungsvermögen, mit dem wir uns ummodeln nach dem Bilde eines anderen Menschen, nennen es Untreue, daß jemand auch in seiner Liebe sich selbst zu behaupten, sich sogar gegen uns zu behaupten wagt. So ist die Treue der Ehe, der Freundschaft, für unzählige Menschen das Grab ihres eigenen Wesens geworden. In dem Augenblicke, wo sie solche Treue auf

sich genommen, nahmen sie auch einen Tod auf sich; sie wollten nun nicht mehr sehen und hören, was doch so deutlich wahrnehmbar in der Welt vor ihnen lag; sie empfanden es als ein Unrecht, noch fernerhin das zu tun, was doch ihr Leben, ihre Seele gewesen, sie hielten es für die Pflicht ihrer Treue, sich zu dem zu bekehren, was ihnen bis dahin fremd, abstoßend erschienen war. — Fassen wir die Frage der Treue in großem Stil auf, wie Nietzsche sie gestellt hat, so haben wir allesamt mit der alten Treue gebrochen, und daß wir solchen Bruch vollzogen, das ist uns Leben und Segen geworden. Wir modernen Menschen zumal leben allesamt irgendwie in einer Untreue, die wir verbrochen, die uns eben die einen als ein Verbrechen anrechnen, in der wir selber aber unsere Kraft und unseren Stolz finden. Wir alle sind als Kinder unseren Eltern, als Schüler unseren Lehrern, als Jünger unseren Meistern untreu geworden; wir fühlten uns an sie gebunden: wir haben uns von ihnen gelöst! Die Bahnen, in denen sie gewandelt, haben wir verlassen; und das hat uns erst zu uns selbst gebracht, daß wir den Gesetzen der Überlieferung den Gehorsam gekündigt, den Regeln der Schule die Treue gebrochen. Dadurch haben wir erst wieder geistiges Leben, eine lebendige Kunst und Wissenschaft, auch eine lebendige Religion und Moral gewonnen, daß wir die Fesseln gebrochen, die im Namen der alten Treue uns angelegt waren, und alles Größte, was befruchtend und neugestaltend im modernen Geistesleben dasteht, ist auch ein Denkmal der Untreue, das seine Schöpfer sich selber gesetzt. —

Seht, da hilft es nichts, daß wir noch länger Versteck spielen hinter dem Worte Treue, und denken, man werde uns dann in unserm Versteck unbehelligt lassen. Wir sind es uns, sind es unsern Mitmenschen schuldig, offen zu bekennen, daß wir aus dieser alten Treue herausgewachsen sind. Wir sind es uns um so mehr schuldig, in dieser, unsere ganze sittliche Gedankenwelt in der Tiefe aufwühlenden Frage nach einer klaren Stellung zu ringen, damit wir nicht das Feld denen überlassen, die nun den Tempel der alten Göttin abbrechen wollen, um auf den Trümmern desselben ihre Orgien der Willkür, der Laune, der Unbeständigkeit und Charakterlosigkeit zu feiern. Denn darüber bin ich mir keinen Augenblick im Zweifel: wenn es eine Lehre gibt, deren Recht sich für die Torheit sofort in ein Unrecht, deren Segen sich in einen Fluch verkehrt, so ist es die Nietzschesche Lehre von dem Rechte und der Pflicht der beständigen Wandlung, von der Selbständigkeit, die jeder Augenblick für sich in Anspruch nehmen, dadurch er sich von jeder Vergangenheit freimachen kann. Wenn denn die alte Treue, die Treue gegen die Vergangenheit, den Menschen nicht mehr hält, wo wird er dann seinen Halt finden! Er wird ja schlimmer sein als die Wetterfahne, die von jedem Winde hin und her gedreht wird, er wird dem Kreisel gleichen, der in tollem Wirbel sich um sich selber dreht, dem steuerlosen Schiff, das ziel- und planlos auf weitem Meere sich umtreibt! Sollte das das Ende der alten Treue sein, dann wollte ich doch tausendmal lieber beim Alten bleiben, als solches Leben dafür eintauschen, lieber dem berüchtigten Geiste der Schwere

folgen, als so leicht, so federleicht, so windig werden! — — Aber sollte es denn nicht auch eine neue Treue geben, die wir suchen, ohne die wir keiner Zukunft entgegengehen können; eine festere, dauerhaftere, treuere noch als die alte? Wenn ein Augenblick sich loslöst von dem, der ihm vorangegangen ist und als ein selbständiges Leben sein Recht geltend macht gegen seinen Vorgänger: es ist ja doch eine Geburt, die da erfolgt im Menschen, und Geburt birgt Schmerzen! So hat auch nur der die Kraft einer echten Wandlung in sich erfahren, der solchen Schmerz in sich erlebt. Ohne solchen Schmerz hat der Mensch sich gar nicht gewandelt, sondern nur seine Lage gewechselt, er hat aus dem bunten Gewirr des Lebens eine neue Farbe auf sich wirken lassen — er selbst ist der alte geblieben. O, es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Zuviel Kraft braucht jede neue Wandlung, als daß Schwächlinge imstande wären, sie sich zu schaffen! Und nur der hat die Kraft in sich, sich wirklich zu wandeln, der eben die neue Treue in sich trägt; die Treue, nicht gegen seine Meinung, gegen sein Angelerntes oder auch Angeerbtes, sondern die Treue gegen sein Werdendes, gegen das große, ewige Ziel seines Lebens, gegen jede große, heilige Aufgabe, die er im Leben noch zu erfüllen hat.

Treu wollen wir gegen uns selbst sein? O, daß wir's doch nur wären! Was wir festhalten wollen von uns selbst, das sind wir zunächst noch gar nicht selbst. Es sind fremde Waren, die man uns aufgeladen, vielleicht schon in der Wiege, die wir dann geduldig weiterschleppen auf unseren Schultern, fremde Worte, fremde

Werte! Wir meinen die Treue gegen das, was uns satt macht, und nicht die bessere Treue, die gegen unsern Hunger! Erst in unserem Hunger leben wir selbst, unser Hunger sind wir selbst! Denn auch aus einer guten Sättigung kommt ein neuer Hunger. Das ist die Kraft, die die Sättigung uns gebracht, das das Zeichen jeder guten und gesunden Nahrung, daß wir von ihr uns schnell wieder erholen zu neuem Hunger. So ist das die Treue gegen uns selbst, daß wir unser Leben in uns lebendig erhalten, ein junges, fröhliches Leben, das nie alt wird, weil es aus allem Altgewordenen sofort sich wandelt zu neuer Jugend! daß wir von jeder Wahrheit ihren Irrtum abstoßen, von jeder Enge die Schranke entfernen, die uns den Blick in die Weite versperrt! — Treu wollen wir sein den Menschen? Ach, wenn wir es doch nur wären! Aber unsere Treue macht uns ja soviel Not und Kummer, und ist dann doch noch viel zu wenig, um eine Treue zu sein bis in den Tod! Für die Treue, die echte, lebendige, gibt es kein Gesetz, kein bindendes: ich muß! sondern ein fröhliches, seliges: ich will! Wir meinen auch in der Treue auszukommen mit der Gewohnheit des Lebens, die überall nach Herren und Dienern, nach einem Führer und seiner Gefolgschaft fragt; am höchsten steht uns nicht die Treue des Menschen, sondern die des Hundes, der dem am treusten ist, der ihn am besten füttert oder am häufigsten züchtigt. Aber die Treue gegen die Menschen, die neue Treue, die wir uns predigen müssen, das ist ein eigenes, wundersames Zusammengehen und Zusammenwirken der Seelen, wo jede in der andern lebt, und doch jede sich selber ganz

und gar treu bleibt, wo keine in der andern sich verliert und in die andre aufgeht; das ist ein willensstarkes Festhalten an den Menschen, weil auch sie ein Werdendes in sich tragen, das uns tröstet und erhebt über all ihr Gewordenes, weil wir in ihnen eine Größe entdecken und eine Schönheit, die uns aussöhnt mit all ihrer Kleinheit und Häßlichkeit. — — Das Gesetz der Wandlung, das ist dann das Gesetz der neuen Treue! Es ist gerade die Pflicht solcher Treue, daß sie sich schützt gegen die Macht der Gewohnheit und der Erstarrung, daß sie sich wehrt gegen jeden Gehorsam, durch den sie sich selber untreu werden müßte. Solche Treue ist zu ehrlich, um unter ihrem Schein und Namen einer Trägheit zu frönen, sie ist zu mutig, um die eigene Feigheit hinter einer sklavischen Geduld zu verstecken. Treu bis in den Tod! das ist im letzten Grunde nur die Treue gegen Gott, gegen den lebendigen Gott! Dieser Gott, der alle Fülle des Lebens in sich selber hat, ruft unseren Geist zu stets neuen Wahrheiten, er spendet unserer Seele stets neues Leben. Ihm treu sein, das heißt, seinem Segen, seiner Fülle nimmer sich entziehen, wenn er uns aus unserer Dürftigkeit herausheben, es heißt, seiner Kraft nicht widerstreben, wenn sie in uns mächtig werden will. Gegen diesen Gott hat nichts ein Recht, keine Vergangenheit und keine Gewohnheit, kein Amts- und Kirchensiegel, kein eigenes und kein fremdes Interesse. Aber in der Treue gegen ihn haben wir jegliche Treue des Lebens, die Treue jedes Gewissens und jeder Liebe, die Treue bis in den Tod!



Die schenkende Tugend

IN den ältesten Zeiten der Kultur verschwand der einzelne in dem Leben seines Stammes. Er galt nicht als einzelner, sondern nur als Glied der Gemeinschaft, der er angehörte. Dann entwickelte sich im Menschen seine persönliche Art zu sein, er fing an ein Ich zu werden, als Ich sich von allen übrigen Menschen zu unterscheiden. Der ganze weitere Entwicklungsgang kann von da an als eine fortschreitend verschärfte Ausprägung der menschlichen Persönlichkeit betrachtet werden. Erst waren es nur wenige, groß und stark veranlagte Naturen, die in sich ein eigenes Leben fühlten und mit demselben den Kampf aufnahmen gegen die andern, gegen die Masse, die sie ihrer Eigenart zu unterwerfen, der sie den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken suchten. Dann griff dieses Unterscheidungsvermögen immer mehr um sich, es ging von den Großen auf die Kleinen über, es pflanzte sich fort in den Massen, deren Glieder nun auch nicht mehr Masse, Herde, sondern Menschen sein wollten. Der Überlegenheit der körperlichen Eigenart stellte sich die Macht der geistigen Persönlichkeit gegenüber, das seelische Empfinden wurde immer persönlicher, der Cha-

rakter immer ausgeprägter. Damit regte sich der Selbständigkeitstrieb auch in denjenigen Menschen, die an physischer Kraft von ihren stärkeren Menschenbrüdern überholt waren. Wo nicht mehr die Faust, sondern der Kopf und das Herz die Kraft des Menschen bildeten, trat auch die Frau in den Entwicklungskreis des Lebens ein, auch sie wollte nicht mehr nur ein Gattungswesen sein, auch sie wollte Mensch, Persönlichkeit werden. Dieser Gang der Dinge, der auf der einen Seite eine unendliche Verfeinerung und Bereicherung des Kulturlebens bedeutet, stellt aber auf der anderen auch immer wieder die Frage, wie denn bei diesem beständigen Auseinandergehen der Menschen in immer schärfer ausgeprägte Persönlichkeiten ein Zusammenhalt unter ihnen hergestellt werden könne, der einem Auseinanderfallen und damit einem Verfallen des Lebens zu steuern vermöge. Denn daß der einzelne im letzten Grunde doch nicht auf sich selbst gestellt ist, daß er als ein einzelner in sich elendiglich verkümmern würde, darüber kann nach den elementarsten Gesetzen des Lebens kein Zweifel sein. So haben sich mit der Ausbildung der menschlichen Persönlichkeit auch diejenigen Kräfte im Leben verfeinert, die ein Band der Gemeinschaft unter den Menschen herzustellen berufen erschienen: das Recht, die Sitte, die Gesinnungen des Wohlwollens für andere und die Gefühle des Mitleidens mit andern. Selbst Nietzsche, der eine Zukunft vor sich sieht, in der alle diese älteren Gemeinschaftskräfte der Menschheit überwunden, wo alle sozialen Instinkte und moralischen Triebe ausgetilgt sein sollen, und jeder Mensch im Wollen und Fühlen, im

Sprechen und Denken nur sich selbst und seiner Eigenart frönt, kann doch auch nicht umhin, eine neue Liebe zu predigen, die die Menschen untereinander verbinden soll; denn auch Zarathustra bekennt: „Ich liebe die Menschen! Zum Menschen treibt mich mein Wille stets von neuem, mein inbrünstiger Schaffenswille; so treibt's den Hammer hin zum Steine.“ Diese Zarathustra-Liebe will freilich über das, was wir heute Liebe, was wir christliche Liebe nennen, hinausgewachsen sein. Diese neue Liebe soll so hoch über der alten stehen wie der Übermensch über dem Menschen. Und ernst genug klingt diese Predigt einer neuen Liebe in unsere Zeit hinein, um dieselbe auf ihren Wert oder Unwert für unsere sittliche Lebensanschauung zu prüfen. Denn wenn wir auch überzeugt sind, daß in jeder neuen Liebe die besten und reinsten Züge der alten, der Christusliebe, wiedererscheinen werden, so ist damit die Frage nicht erledigt, ob nicht, damit diese alte Liebe wieder neu, wieder lebendig werde, zuvor ein Gewitter kommen müsse, das in der dumpfen, mit Stickluft geschwängerten Atmosphäre, die sich um das Wort Liebe gesammelt hat, einen Sturm und damit eine Reinigung schaffe.

Auch von der Liebe gilt ohne weiteres: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Wo Kraft ist, muß auch eine Wirkung nachfolgen, und in der Wirkung offenbart sich nicht nur das Recht, sondern auch die Art der Kraft. Die Liebe nun will mit ihrem eigenen Leben das Leben eines anderen Menschen fördern, sie will ihrem Gegenstande wohltun, einem Mangel, einer Not desselben abhelfen. Die Früchte der Liebe sind also Gaben. Geben aber kann nur der Besitzer, und wer am meisten besitzt,

der Reiche, der kann am meisten geben! Wer dagegen der Gabe bedarf, ist der Arme, und weil die Armut so groß ist, immer größer wird, so werden immer größere Gaben erforderlich, um ihrem Notstande zu begegnen. So ist die Menschenliebe Wohltätigkeitsübung geworden, das Werk der Reichen, mit dem sie den Armen helfen; die Größe der Wohltätigkeit erscheint als Maßstab für die Größe der Liebe, und wir brauchen nur auf alle die Stiftungen und Wohltätigkeitsfonds zu sehen, auf die Wohlfahrtsveranstaltungen und Vereine zur Fürsorge und Pflege der Armen, bis hin zu den unberechenbaren, jedenfalls ungeheuer großen Summen, die im verborgenen gegeben werden, um irgend eine Not zu lindern, so haben wir doch die Früchte, die auf dem Baume der Menschenliebe gewachsen sind. Und diese Früchte sind doch so großartig, so imponierend; wer will denn zweifeln, daß es gar viel Liebe heute in der Welt gibt, in dieser Welt, in der soviel Gutes getan wird! Nun, wer das bezweifeln will, wer das nicht nur bezweifelt, sondern geradezu verneint, das ist kein anderer als Friedrich Nietzsche!

Zwar über die gar so naheliegenden Einwände gegen diese Wohltätigkeit, daß mit derselben die häßlichste Eitelkeit und raffinierteste Heuchelei oft genug ihr Wesen treibt, geht Nietzsche einfach hinweg. Diese Gattung Wohltäter, die mit dem, was sie tun, im Grunde nur sich selber wohltun, steht für den Zarathustra-Dichter so tief, daß er mit ihnen sich erst gar nicht befaßt. Er rechnet sie höchstens zu dem vergüldeten und verfälschten Pöbel, zu den Sträflingen des Reichtums, welche

sich ihren Vorteil aus jedem Kehricht auflesen. Auch das kümmert ihn wenig, daß dieser Maßstab für die Einschätzung der Liebe doch gar so äußerlich, so trügerisch ist, weil nach demselben für eine Gabe lediglich der Zahlenwert in Anschlag gebracht wird, nicht das Verhältnis desselben zu dem Besitz ihres Gebers. Was Nietzsche zu einer Geringschätzung dieser ganzen Art von Wohltätigkeit veranlaßt, das ist etwas anderes, tieferes. Alle diese Gaben, so groß dieselben auch zahlenmäßig dastehen mögen, sind doch immer nur ein Almosen, und wer den Menschen nichts anderes zu geben hat als Almosen, der ist doch ein armer Mensch, und Zarathustra fühlt, als der Heilige ihm anempfiehlt, den Menschen solche Gaben zu bringen, „daß er nicht arm genug sei, um Almosen zu geben". — Wenn ich dieses köstliche Wort lese: „nicht arm genug, um Almosen zu geben", fallen mir oft die Menschen ein, die ich in wohlwollender Gesinnung den Wunsch habe aussprechen hören: ach, wenn ich doch recht reich wäre, um so aus dem Vollen heraus Gutes tun, Wohltaten stiften zu können! Sie beneiden die Reichen wegen ihres Besitzes, nicht um der Annehmlichkeiten willen, die derselbe seinem Besitzer sich zu verschaffen gestattet, sondern nur in dem ganz aufrichtig empfundenen Gefühl des Segens, den sie mit ihrem Reichtum würden stiften können. Und nun kommt Nietzsche und sagt ihnen, daß sie doch nur arme Tröpfe seien, wenn sie der Welt und den Menschen nichts besseres zu bringen hätten, als diesen Segen des Reichtums, er weist sie hin auf Gaben, deren kleinste den Wert einer Millionenschenkung aufwiegt! — Meine Freunde: ein Ver-

ächter des Reichtums ist Nietzsche nie gewesen, auch nicht ein sozialistischer Ankläger der Wohltätigkeit oder auch nur ein rigoroser Kritiker aller der zweifelhaften, bei der Betätigung derselben zutage tretenden Gesinnung. Aber vielleicht wiegt gerade deshalb sein schlichtes Wort von der Armut des Almosengebens so schwer, weil Nietzsche von jedem Verdacht, vom Standpunkt christlicher Moral oder aus dem Milieu der armen Leute heraus zu reden, ohne weiteres freigesprochen werden muß. Und doch ist es dieser vornehmste Geist, den das vergangene Jahrhundert gehabt hat, dieser Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, gegen den gehalten selbst ein Goethe wie ein Plebejer erscheint, er gerade ist es, der auf den höchsten und zweifellos edelsten Triumph des Reichtums, Wohltaten spenden zu können, so weit herabblickt, daß er selbst in diesem Triumph nur ein Armutszeugnis des Reichtums erblickt. Damit spricht allerdings Nietzsche das Verdammungsurteil aus über eine Kultur, die di Schätzungen von den Entfernungen unter den Menschen und das Maß ihrer Größe nach den Unterschieden des Besitzes einrichtet, und deshalb auch das Recht des Einflusses, den sie dem einzelnen gestattet, von den Summen ableitet, die von solchem Besitz nach außen hin abgestoßen werden. Was hat denn auch der Mensch mit seinem Besitz zu tun! Es ist doch nicht seine Persönlichkeit, die ihn im Leben an einen Platz gestellt, wo gerade ein Zusammenfluß wirtschaftlicher Güter um ihn sich kristallisierte! Was bedeutet es für den Wert des Menschen, daß er an einer Stelle seine Angel mit dem Köder in den Strom des Lebens gelegt, wo gerade ein

guter Fisch vorbeischwamm, der hungrig war und anbiß! Und wenn nun diese zufälligste aller Zufälligkeiten, daß ein Mensch gerade reich geworden, von einer Generation als die eigentliche Heldentat, die er im Leben zu vollbringen imstande sei, betrachtet wird, wenn schon die Tatsache, daß ein Mensch von diesem Reichtum einen Teil, den er selbst für sich nicht verwenden kann, in Gestalt von Wohltaten und Almosen abstößt, ein Ereignis ist, um welches das Tagesgespräch sich dreht, von dem die Zeitungen in besonderen Artikeln und telegraphischen Nachrichten berichten, dann ist das allerdings ein Zeichen des Verfalles unserer sittlichen Kultur, daß wir dem Manne nicht dankbar genug sein können, der aus solcher Verwirrung der Begriffe uns aufrüttelt und unsere vom Golde geblendeten Augen wieder sehend macht!

Ja, einen Reichtum braucht der Mensch, der schenken will! Er braucht ihn um seiner schenkenden Liebe willen, aber er muß ihn selber sich schaffen, er muß einen Reichtum sich rauben aus allen Werten, er muß alle Dinge zu sich und in sich zwingen, daß sie aus seinem Borne zurückströmen sollen als die Gaben seiner Liebe. Unersättlich trachtet die Seele nach Schätzen und Kleinodien, weil ihre Tugend unersättlich ist im Verschenkenwollen. Aber das ist der Durst der Seele, selber ein Opfer und ein Geschenk zu werden, und dazu hat sie den Durst, alle Reichtümer in sich zu häufen.

So können wir im Sinne Nietzsches ein bekanntes Dichterwort dahin umschreiben, daß gemeine Seelen das

schenken, was sie haben, edle das, was sie sind! Und das ist der Liebe höchste Arbeit, aus sich selbst etwas Großes zu schaffen, um aus der eigenen Fülle unablässig geben zu können und doch nie sich auszugeben! Dazu ist der Liebe kein Berg zu steil und kein Schacht zu tief, weil sie selber Höhen und Tiefen kennen muß, damit sie andern geben kann, was sie dort erschaut und erkannt. Fürchten wir, einer Schwäche zu erliegen, dann heißt es, sie unter uns zwingen, weil wir unserer Kraft bedürfen, um andern Kraft geben zu können. Möchten wir zur Tugend sprechen: du bist uns zu schwer! nimm deinen Kranz und laß mich sündigen! — nun, das schwerste wird gerade unserer Liebe ein Sporn, daß wir an demselben unseren Mut stählen, um auch Mut in die Seelen anderer gießen zu können. Was wir aus uns selbst gemacht, das allein ist unser Reichtum, das ist die Gabe, aus deren Geschenk auch Menschen reich werden können. Ein eigener Gedanke, den wir uns erworben, ein eigenes Licht, das wir uns in unserem Innern angezündet, eine hohe Begeisterung für alles, was groß, ein kräftiger Abscheu wider alles, was gemein und niedrig ist, — das ist den Wünschen unserer Liebe unser wahrer Reichtum, es ist die Gabe, die sich selbst bereichert, indem sie gegeben wird. Das sind doch arme Leute, die nur Almosen geben können, und das sind die Reichen, die sich selbst den Menschen schenken, die jene vertrautesten Gaben den Menschen anbieten, die sie im Innersten des Gemütes zu sich selber geredet, die zu den Menschen sprechen: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir.

Warum stecken wir noch so tief in der harten Notwendigkeit, daß unser Leben auch der Almosen nicht entbehren kann und darum auch nicht der Leute, die aus diesem Geben von Almosen eine Tugend machen! Eben deshalb, weil wir solcher wahrhaft reichen Menschen so wenige haben, die danach dürsten, selbst zu Opfern und Geschenken für die Menschen zu werden! Und diese Menschen können wir erst bekommen, können wir erst selber werden, wenn in dem, was Bedürfnis des Lebens ist, nicht mehr das Wohlwollen und das Belieben, sondern die Pflicht und die Gerechtigkeit ordnend, helfend entscheidet. Hinter jeder Wohltat, die notwendig wird, liegt auch eine Ungerechtigkeit des Lebens versteckt, die dieselbe notwendig macht, und jedes Almosen, dessen die Welt heute noch nicht entbehren kann, ist auch eine Anklage gegen unsere Kultur, ein Bekenntnis, wie arm wir noch sind inmitten all unseres Reichtums. Es ist der erste große Schritt zu einer neuen Kultur, wenn wir erst den Unwert dieser Wohltaten ermessen lernen an den ewigen Werten, die allein des Menschen würdig sind, die der Mensch in sich bildet als neue, befruchtende Taten, als Gedankenblitze, die sich aus seiner Seele entladen, als lebendige Schönheit, die er in sich gestaltet. — Und wenn dann alle Pflichten, die auf das Recht und das Gesetz sich gründen, aufhören, als etwas Besonderes, Großes betrachtet zu werden, wenn ihre Erfüllung nicht mehr als eine Leistung der Tugend angestaunt wird, weil diese Pflichten etwas Selbstverständliches, Natürliches geworden sind, dann leuchtet dem Menschen die neue, größere Pflicht voran, die ihn zum Schuldner des

Lebens macht, daß er den Reichtum und die Fülle seines Menschenwesens seine Schuld nennt, die er nur abtragen kann in stetem Schaffen für die Menschen, in unaufhörlichem Geben an die Menschen! „Also will es die Art edler Seelen: sie wollen nichts umsonst haben, am wenigsten das Leben! Wer vom Pöbel ist, der will umsonst leben, wir andern aber, denen das Leben sich gab, — wir sinnen immer darüber, was wir am besten dagegen geben! Und wahrlich, dies ist eine vornehme Rede, welche spricht: was uns das Leben verspricht, das wollen wir dem Leben halten!" — In unsere einfachere, einfältigere Sprache übersetzt, heißt das: nicht um einen Lohn zu verdienen, weder einen himmlischen noch einen irdischen, wollen wir geben, wollen wir höchste Gaben in uns sammeln, um sie als Opfer auf den Altar der Menschen niederlegen zu können, sondern um einen Dank abzustatten für alles, was wir unverdient empfangen haben! Nicht hadern und rechnen wollen wir, ob wir nicht irgendwo zu kurz gekommen sind, nicht mäkeln an den Hoffnungen, die nicht gehalten, was sie uns versprochen, sondern danken, immer danken, daß wir als Menschen auch vom traurigsten Leben noch einen Stoff mitbekommen haben, aus dessen Schmerzen wir Freuden, aus dessen Schwäche und Verlust wir noch einen Reichtum und einen Gewinn uns schaffen können. Das ist wieder eine Umwertung der Werte im sittlichen Leben, aus der eine neue sittliche Kultur hervorgehen kann. Wir sind bei unserem Arbeiten und Tun immer von dem stillen Hintergedanken auf Erfolg und Lohn begleitet, wir rechnen, und rechnen immer zu unseren Gunsten heraus,

daß wir doch irgendwo im Leben zu kurz gekommen seien. Wenn wir nun einmal die Sache umkehrten: Nicht das Leben ist uns verpflichtet, verschuldet — wir sind dem Leben verschuldet und verpflichtet! Bei der ersten Art der Rechnung kommen wir immer mit einem Manko, einer Armut heraus, bei der andern stets mit einem Überschuß, einem Reichtum: wir haben noch etwas, wofür wir nichts gegeben, geleistet, womit wir nichts Gutes geschaffen haben!

Meine Freunde, versucht's einmal mit solchem Dank! Wenn das Herz euch bebt — es ist eure Lebensgabe, daß ihr solches Beben fühlen, in solchem Beben eure Liebe erzittern fühlen könnt! Wollt auch solche Gabe nicht umsonst haben, daß ihr etwas dafür wiedergebt, eine Tapferkeit, mit der ihr es bezahlt, daß ihr auch die Verzagtheit habt kennen lernen, eine neue Tat, mit der ihr dafür dankt, daß ihr eine Lähmung eurer Tatkraft habt überwinden dürfen! Wenn mit dem freieren Blick und mit dem weiteren Herzen euch das Auge sich schärft für Menschentorheit und Menschenjammer, wenn es euch dann überkommen will wie ein Unmut und Überdruß des Lebens, dann nehmt auch das als eine Gabe, die ihr nicht umsonst haben, für die ihr etwas geben wollt als Gegengabe und Dank: einen energischeren Willen, der Torheit und dem Jammer auf den Grund gehen, mit der Feinfühligkeit, die euch als Geschenk geworden ist, tiefer graben, den echten Lebenswerten ernster nachspüren zu wollen, damit euch euer Unmut und Verdruß am Leben eine neue Kraft und eine neue Lust zum Leben werde! Und wenn ihr die Hände euch gebunden fühlt,

und die Welt euch ein Kerker erscheint, an dessen Gittern ihr wohl rütteln, deren Stäbe ihr aber nicht zerbrechen könnt, wenn dann eine fürchterliche Ohnmacht euch befällt, und ihr von eurem besten Wollen bekennt, daß ihm das Können, das Vollbringen fehlt, nun, dann nehmt auch das als eine Gabe, für die ihr danken lernt, dann werden euch auch die Schranken eures Könnens eine neue Freiheit schaffen, der Druck des Unmöglichen wird sich lösen, daß ihr an demselben das Mögliche, das Notwendige eures Lebens erkennen lernt! — Arm nennt ihr euch, meine Freunde? Reich möchtet ihr werden, unermeßlich reich, nicht für euch selbst, sondern für andere, damit ihr ihnen mitteilen, geben, und doch nie euch ausgeben könntet? Nun wohlan! Werdet Schuldner des Lebens, damit ihr in eurer Armut doch viele reich machen könnt! Werdet Schuldner der Liebe, daß ihr nie ihre große, ewige Schuld je abtragen könnt: und indem ihr zu solcher Schuld euch bekennt und verpflichtet, bekommt euer Leben jenen ewigen Wert, der nur zunimmt, je mehr ihr von ihm verzehrt, von dem ihr immer mehr empfangt, je mehr ihr von ihm gebt!





Die harte Liebe



Der Kampf gegen das Leiden ist wohl das natürlichste Streben, das es für den Menschen gibt. Das Leid ist ein Angriff auf den Menschen, auf seinen Willen zum Leben, da ist es das Recht des Menschen, sich gegen das Leid zu wehren, das Leid von seinem Leben fernzuhalten. Aber der Kampf erscheint aussichtslos. Das Heer der Leiden ist eben doch unermeßlich, und für ein altes, das wir überwunden zu haben glauben, kommen zehn andre, an die wir gar nicht gedacht. Denn auch die Leidensfähigkeit wächst mit dem Menschen. Mit den verschärften und geübten Sinnen verfeinert sich auch das Gefühl für den Schmerz, und je höher der Mensch sich entwickelt, desto stärker wird sein Vermögen, das Wehetuende im Leben zu empfinden. Und hätten wir für alle Leiden eitel Freuden und Wonnen eingetauscht, so würde auch dieses Leben doch ein Leid werden, ein neues und unerhörtes, ein Überdruß und eine Sehnsucht, daß wir nach einer Leidensstunde wieder verlangten, die uns Erlösung brächte von einer Lust, die uns schier erdrücken und unerträglich werden würde. Da möchten wir vor solcher Erkenntnis wohl Hasser des Lebens werden und das Nichtsein

preisen als das bessere Los gegenüber dem Dasein, wenn wir nicht jenen Trost fänden in jeglichem Leide, daß dasselbe nur die eine, die menschliche Seite bedeutet zu dem unendlichen, dem göttlichen Inhalte des Lebens; wenn wir es nicht erfahren hätten, daß aus jeder Tiefe des einzelnen Leides, so qualvoll es erscheint, ein Weg hinaufführt zu einer Höhe, von der herab alle Leiden nur Schatten sind an der überflutenden, blendenden Fülle des Lichts, daß sie alle sich einordnen in den ewigen Gang des aufwärtsringenden Lebens. — Aber wenn dem frommen Herzen diese Lebensanschauung wohl geläufig sein mag bei jedem Trunk aus dem Becher des Leides, den wir für uns selbst zu tun haben, so geraten wir doch in eine ärgere Verwirrung bei all den Leiden, die wir mit anderen empfinden, in die unsere Liebe uns verwickelt, diese Gotteskraft des Mitgefühles, des Mitleids. Es ist ja keine Frage, daß aus dem Mitleiden uns Schmerzen erwachsen, gegen die das Weh des eigenen Lebens klein erscheint, zuletzt verschwindet. Einen Menschen, den wir liebhaben, leiden sehen, das ist schlimmer, als an seiner Stelle selbst leiden müssen. Und wenn der sittlich hochstehende Mensch allem, was ihm selber Schmerzen bringt, am Ende sich gewachsen fühlt, so fühlt er sich um so wehrloser gegen den großen, allgewaltigen Jammer der Menschheit, der im Mitleid seinen Einzug hält in seine Seele. Es ist ja unsere edelste Menschenkraft, die solchen Jammer uns fühlen läßt, es ist unsere Liebe, deren Reichtum an Erkenntnis und Erfahrung es uns gerade ermöglicht, Leidenstiefen zu ahnen, sie vorauszuempfinden, die den davon Be-

troffenen selbst noch nicht einmal vollständig zum Bewußtsein gekommen sind. — Wenn wir nun den Kampf gegen das Leid allgemein als richtig, als notwendig erkennen: dürfen wir dann auch zum Kampf gegen das Mitleid aufrufen? Setzt sich nicht der, der solchen Kampfesruf wagt, in Widerspruch mit allem, was wir in unserem Geschlechte gut und groß nennen? Hat er nicht ohne weiteres uns alle gegen sich, die wir doch gerade mit unseren besten Kräften daran arbeiten, in den Menschenherzen die Macht der Liebe als Fähigkeit des Mitfühlens, des Mitleidens, immer mehr auszubilden? Nun, Friedrich Nietzsche ist auch vor diesem Kampfesruf nicht zurückgeschreckt! Freilich hat er damit zunächst nur den Erfolg gehabt, daß er seinen Gegnern selber eine neue Waffe in die Hand gegeben. Denn unter allen Worten, die diesem entschlossensten Empörer gegen unsere bisherige sittliche Lebensanschauung übel gedeutet worden sind, haben die bitteren Worte über das Mitleid und die Mitleidigen wohl am meisten die Menschen gegen Nietzsche eingenommen. Das aber darf uns hier nicht hindern, auch dieser Frage fest ins Auge zu schauen, ob nicht am Ende auch das Mitleid etwas sei, das überwunden werden soll, eine Krankheit der alten Kultur, so daß der Weg einer neuen Kultur die Menschen über das Mitleid hinaus, über das Mitleid hinwegführe! Das ist eben doch nicht nur eine Nietzschefrage, es ist eine sittliche Lebensfrage unserer Zeit, vielleicht die letzte und wichtigste, die unsere Zeit den tiefer denkenden Geistern stellen kann.

Ich glaube zunächst, daß niemand ein Recht hat,

sich gerade über Nietzsche als den Rufer im Streit gegen das Mitleid besonders zu entrüsten, weil, wenn einmal Entrüstung sein soll, zu derselben in der allgemein geübten Praxis des bisherigen Lebens schon Veranlassung genug vorhanden ist. Ja, es gibt eine gar alte und weit verbreitete Art, sich vom Mitleiden loszumachen, die so schlecht ist, daß wir für dieselbe unsere Entrüstung wohl gebrauchen können. Diese Art bedeutet nicht eine Überwindung des Mitleids, sondern eine feige Flucht vor demselben. Seht doch die ganze Lebensauffassung der sogenannten Glücklichen an: wieviel Mühe und Kraft verwenden sie darauf, vom Anblick des Unglücks verschont, von der Anwandlung des Mitleids nicht behelligt zu werden! So weit wie möglich gehen sie an jeder Stätte vorbei, die sie daran erinnern könnte, daß es Not und Elend, Hunger und Jammer in der Welt gibt. Sie zürnen einem jeden, der versucht, ihnen die Augen zu öffnen für die traurigen Wirklichkeiten des Lebens, ja, sie haben eine besondere Kunst und Religion erfunden, die nur dem Zweck dient, ihnen das Mitleid zu ersparen: die eine, indem sie ihnen eine Welt vorgaukelt, in der das Leben eitel Sonnenschein und Freude sein soll, die andre, indem sie die Lehre vertritt, alles Leid sei eine Strafe Gottes, und da Gott nun einmal doch gerecht sein müsse, so werde er das Leid schon richtig verteilen! Wir brauchen uns um den Leidenden nicht aufzuregen; es wäre nur ein Unrecht gegen Gott, ein Zweifel an seiner ewigen Gerechtigkeit, wenn wir erst noch mit dem Bösen, den Gott mit seiner Strafe heimgesucht, Mitleid fühlen wollten. So haben die Guten

und Gerechten ihr Herz verhärtet; sie haben wohl Steine, die sie aufheben gegen den armen Sünder, und mehr noch gegen die arme Sünderin, aber kein Erbarmen, kein Mitleiden mit denen, die nicht so sind, ja nicht einmal so denken und empfinden wie sie selber. Sie werfen sich in die Brust: ja, wenn die andern auch so gut und fromm wären wie wir, dann würde es ihnen auch so gut gehen wie uns! Aber in solchem Hochmut ersticken sie auch jedes Gefühl des Zusammenhanges mit den andern: wo Hochmut wächst, kann Mitleid nicht gedeihen! Und zuletzt gibt es in dem Mitleid selbst noch einen Hochmut, eine arge Selbstbespiegelung. Das ist die feinste, gefährlichste Art, uns von dem Schmerz des Mitleidens, wenn wir doch ihn nicht ganz von uns fernhalten können, zu befreien, daß wir dann aus demselben einen Stolz machen und ein eigenes Lob: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die Hartherzigen! Und dann schwelgen sie in ihrem Mitleiden, sie freuen sich, daß sie so herzensgut, so herzensweich sind, weil sie kein Leid sehen können ohne gerührt zu werden und in Tränen zu zerfließen. Und so nennen denn das die Mitleidigen ihre Moral und ihre Tugend, daß sie sich aus dem Mitleiden einen Leckerbissen machen, den sie sich vorsetzen, wenn alle anderen Genüsse des Lebens ihnen schal zu werden anfangen, und weil ihnen die Tränen der Rührung, die sie beim Anblick der leidenden Menschen vergießen, so gut schmecken, weil ihnen das wehmütige Gesicht, das sie machen, wenn ihnen eine traurige Geschichte erzählt wird, so gut steht, so reihen sie auch das Mitleid ein in die Dinge, die ihnen das

Leben interessant machen sollen, sie würdigen es auch als einen der Luxusartikel, mit denen sie ihr Leben bereichern, ausschmücken. — Wenn aber alle Schuld sich auf Erden rächt, dann bleibt auch für diese Mißhandlung des Mitleides die Strafe nicht aus, sie straft und rächt sich doppelt, an dem, der sie übt, und an dem, der von ihr betroffen wird. Oder wüßten wir nicht, wie aus den Pharisäern des Mitleids immer schwächlichere, sentimentalere Menschen werden, die zuletzt vor lauter Rührseligkeit jede Kraft und Energie des Willens verloren haben? Oder kennen wir nicht die raffinierteste Spekulation, die auf das Mitleid, wo die Leidenden ihre kleinsten Schmerzen vergrößern, wenn sie mit ihren Klagen und ihrem Jammer Eindruck zu machen wissen, um das Interesse des Mitleidigen zu erregen, ein Interesse, das wahrlich nicht immer nur in klingender Münze abgelöst zu werden braucht, das viel öfter noch mit tatenlos verträumten, verweinten Stunden, mit nutzlos ausgehauchten Klageliedern seine Strafe sich bereitet! Mögen die Enthusiasten des guten, des weichen Herzens oft genug nicht wissen, was sie tun, sie rauben den Menschen, die ihnen folgen, doch das Mark des Lebens, sie verweichlichen und verzärteln die Seele, und die Gefühlsräusche, in denen sie leben, verlangen immer stärkere Reizmittel, die immer erschlaffender wirken.

Wer diese Verwüstungen betrachtet, die solche weiche Liebe überall im Leben anrichtet, der denkt doch anders über einen Nietzsche, der den Menschen eine harte Liebe gepredigt. Freilich müssen wir uns zum Verständnis dieser

Predigt gegenwärtig halten, daß Nietzsche den Ursprung jeglicher Tugend in der Stunde sucht, wo der Geist in Gleichnissen redet. So sind Gleichnisse auch seine Worte vom Krieg und Kriegsvolk, und daß der gute Krieg es sei, der jede Sache heilige. Und seine Härte, seine Tapferkeit, die er preist als die Kraft und Weihe des Lebens, das ist wahrlich nicht die Roheit des Dreinschlagens und die Brutalität des Faustrechtes, das ist der hohe Sinn, der furchtlos seinen eigenen Weg geht, durch keine Gefahr sich bestimmen läßt, anders zu sein, anders zu denken und zu handeln, als er's für richtig hält, weil die Gefahr zugleich die Probe ist, die wir auf jedes Exempel unseres Lebens zu machen haben. Und Härte ist ihm das Merkmal des Edelsteins, des Diamanten, die ihm erst seine Echtheit, seinen leuchtenden Wert verbürgt. Weil Zarathustra-Nietzsche alles liebt, was den Willen stählt und die Kraft des Lebens fördert, deshalb liebt er seinen Feind, denn dem Feinde dankt er es, daß er nimmer zur Ruhe kommt, deshalb ist ihm auch nur der wahrhaft Freund, der sein bester Feind ihm geworden, der beständig ihn in Atem hält und ihn aufruft, den heißen Kampf mit ihm zu wagen, den Waffengang der Geister mit ihm zu gehen, in dem die Seele ringt um ihr eigenes ja oder nein. Deshalb haßt er das Mitleiden, weil es ein Gedränge schafft um den Menschen, weil es keine Scham, keine Achtung kennt vor der Riesenkraft, die für jede tapfere Seele im großen, tiefen Schmerze beschlossen liegt. Deshalb bekämpft er das Mitleiden, weil es ein Leiden ist und kein Tun, und das Leben doch für die Schaffenden da

ist, nicht für die Leidenden. — — Nun, ich denke, diese Predigt liege doch nicht gar so weit ab von der, die wir sonst ein Evangelium, eine gute, eine frohe Botschaft zu nennen pflegen! Denn diese frohe Botschaft war doch auch nicht ein Klagelied, sondern ein Heldenlied, ein Siegeslied, ein Ruf an die Schaffenden! Und ich erinnere mich doch, daß der Prediger dieser frohen Botschaft sich auch jegliches Mitleid verbeten, als er den weichen, klagenden und weinenden Frauenseelen zurief: weinet nicht über mich! Weinet über euch und eure Kinder! Und wer selbst kein Mitleid will, wer eine Größe in sich trägt, die über jedes Mitleid erhaben ist, sollte der wirklich die Menschen so weich und rührselig haben machen wollen, wie wir uns heute oft genug das Ideal eines Christenmenschen vorstellen?

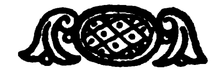
Wie, wenn nun das die rechte, mitleidsvolle Liebe, das rechte Erbarmen mit den Menschen wäre, daß wir sie abhärten, daß wir auch in unserem Mitleiden uns freimachen von dem, was nur ein Leiden mit ihnen bedeutet? Es ist ja viel, unendlich viel schwerer, die Menschen selber hart zu machen, daß die Last, die auf ihnen liegt, sie nicht erdrückt, als ihre Weichheit und Empfindlichkeit zu schonen und sie in derselben zu belassen. Ja, tausendmal lieber möchten wohl liebende Elternherzen ihren Kindern alle Lasten des Lebens abnehmen, als den Kindern Lasten auferlegen, damit sie lernen dieselben tragen! Da spielt uns unser Mitleid ja so oft den argen Streich, daß wir lieber für die Menschen etwas tun, als daß wir unser Mitleid niederzwingen, es zum

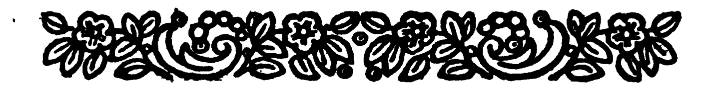
Schweigen bringen und dann die Menschen lehren, wie sie selber das tun können, was ihnen gut und notwendig ist! Wir sprechen von einer dienenden Liebe und denken uns dabei eine Liebe, die nichts Höheres kennt, als Bequemlichkeiten zu schaffen, Mühsal wegnehmen, Ärger ersparen und alles, was einen Menschen in der Tiefe aufrütteln könnte. Und das ist doch ein viel größerer Dienst der Liebe, daß wir den Menschen zu sich selber führen und ihn stark machen, mit dem fertig zu werden, was wir meinen ihm abnehmen zu müssen. Das ist nicht nur eine größere Liebe, sondern auch eine größere, mühseligere Arbeit, sie verlangt eine stete Überwindung unserer mitleidigen Schwäche, sie verlangt einen mutigen Glauben an den Menschen und eine feste, ernste Würdigung seiner Kraft. Und wie werden wir auch dem Freunde ganz andere Freundesdienste erweisen, wenn wir eine harte Liebe ihm zeigen, wenn er sich an uns, wie Nietzsche sagt, einen Zahn ausbeißen kann, weil wir uns ihm nicht anschmiegen und anpassen, sondern ihn zwingen, aus Liebe ihn zwingen, daß er sich gegen uns behaupte, daß er ertrage, wenn wir unser Recht gegen ihn verteidigen! Die törichten Menschen suchen sich ihre Freunde am liebsten unter den Jasagern, unter denen, die in allem ihrer eigenen Meinung sind, und dann nennen sie das ein Ideal der Freundschaft: zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag! Aber in solcher Freundschaft rostet bald ihr Bestes, ihre eigene Seele, ihr Wahrheitssinn und Wahrheitsmut. Um dem Freunde die Enttäuschung zu ersparen, die er erleiden würde, wenn er einen Zwiespalt, einen Gegensatz in der Freund-

schaft empfände, haben sie Mitleid mit ihm, lernen sie schweigen, und das Schweigen wird doch bald ein Lügen; da dürfen sie wieder dem Freunde nicht den Kummer bereiten, daß sie ihm diese Lüge entdecken, so lügen sie weiter, ein ganzes Leben lang, alles aus Mitleid, aus ihrer weichen, zärtlichen Liebe. Wie unendlich viel edler und größer ist doch jene Freundschaft, deren Ideal uns Nietzsche gezeichnet, in der wir von vornherein auf den Widerspruch, auf ein Feindliches im Freunde gefaßt sind, und wir in ihm gerade das suchen und lieben, was nicht zu uns stimmt, was sein Eigenes ist und sein Eigenstes stets bleiben muß. Solche harte Liebe, die auch den Freund im eigenen Herzen nicht weich bettet, sondern ihm ein hartes Lager bereitet, und gleiches auch vom Freunde verlangt, sie ist doch die stolzeste, männlichste Freundschaft, sie ist es allein, die uns weiterbringt, uns stärker, freier, reicher macht an Erkenntnis und Erfahrung; und ein Sporn, eine Freiheit soll doch jede echte Liebe uns sein, nicht ein Beruhigungsmittel und ein Fessel des Lebens.

Des Mitleids können, sollen wir uns nicht erwehren, es nicht künstlich und gewaltsam von uns fernhalten! Denn es gehört zum Menschen, es kommt zu uns herangeschlichen und soll auch zu uns kommen. Aber wenn es gekommen ist, dann sollen wir nicht in ihm stecken bleiben, sollen es noch weniger üppig wuchern lassen, wohl gar immer Neues zum Alten hinzuzüchten. Wir sollen es veredeln, überwinden mit starkem Willen und kräftiger Tat, denn es ist doch ein Leiden, und alles Leid ruft den Menschen zum Kampf, zur Abwehr! Und

das ist das Zeichen, daß uns solche Überwindung gelungen ist, daß aus dem Mitleiden ein Mitfreuen geworden ist, daß der Kampf einen Sieg errungen, in dem die harte, die kämpfende Liebe triumphiert über jegliche Schwäche und der Härte dankt, die ihr solchen Sieg gegeben hat!





Die Schulmeister

EINE große Bewegung, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gekannt, erging durch die Menschenherzen, als die alte Kultur zu Grabe getragen wurde, und ein neues, frisches Frühlingsleben, das Christusleben, der Menschheit erstand. Über die alten, für unüberwindlich gehaltenen Schranken der Volksgemeinschaften weitete sich der Blick, daß im Austausch der Gedanken die Geister der Völker sich gegenseitig befruchteten. Da wurden die Sitten menschlicher, der Mensch selbst wurde größer, innerlicher, freier; er lernte Tugenden üben, die er bis dahin als Laster gehaßt: die Barmherzigkeit und die Treue, die Sanftmut und die Friedfertigkeit; er betete zu einem Gott, der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute, er schuf sich für seinen Gott immer heiligere Namen und bildete sich aus dem Willen seines Gottes eine immer ernstere, heiligere Regel seines Lebens. Das waren grundstürzende Neuerungen für die alte Kultur, die schnell die ihr drohende Gefahr begriff und ihre Henker entsandte, um sich selbst in ihrem Bestande zu retten. In der Sprache der Theologie, der Sprache des heiligen Augustin, nennen wir das den Kampf des Reiches der

Welt gegen das Reich Gottes, und jeder gut gebildete Schüler kann uns hersagen, welche Hindernisse das Reich Gottes zuerst zu überwinden gehabt, und wie diese Hindernisse noch heute denselben Widerstand leisten: das entartete Heidentum mit seinen Mächten des Unglaubens und seiner Herrschaft des Fleisches, das von Gott abgefallene Judentum mit seinen Priestern und Schriftgelehrten. — Es liegt nicht im Bereiche meiner Aufgabe, zu prüfen, wie weit dieses herkömmliche Schema für die den Anfang unserer Zeitrechnung umrahmenden gewaltigen Erschütterungen wirklich mit der Sache sich deckt. Ich möchte nur daran erinnern, daß, wenn auch die Erscheinungen in der Geschichte sich wandeln, doch die Gesetze derselben immer die gleichen bleiben, daß also auch die Widerstände, die ein neues Entwicklungsleben der Zeit zu überwinden hat, wenn auch unter veränderten Namen, immer wiederkehren, solange es im Leben der Welt eine Geschichte der menschlichen Kultur gibt. — Wenn ich deshalb heute dazu übergehe, die Mächte zu besprechen, die der modernste Prophet einer neuen Kultur, Friedrich Nietzsche, als die ärgsten Hindernisse eines neuen Menschenwesens betrachtet, so werden wir gewiß zunächst ganz andere Gesichter zu sehen glauben als die, welche einst die frommen Väter der Kirche in den Feinden des „Reiches Gottes" vor sich sahen, aber hinter den fremdartig und neu dreinschauenden Masken werden wir merkwürdig viel alte Bekannte wiederfinden. Und wie damals sieht man diesen Feinden eines neuen Lebens nichts von ihrer Feindschaft gegen das Leben an; sie sehen zum Teil recht harmlos aus, zum Teil sind sie

gerade die gefeierten Größen des Tages, zu denen die Masse als zu den eigentlichen Pionieren unserer Kultur aufschaut, in denen sie die Träger und Förderer der besten Errungenschaften unserer Kultur verehrt. Es wäre sicher eine sehr einseitige und ungeschichtliche Betrachtungsweise der Dinge, wenn wir für den Kampf, den das werdende Christentum gegen die herrschenden religiösen Parteien, namentlich gegen die Schriftgelehrten und ihren Anhang zu bestehen gehabt, in erster Linie die Personen verantwortlich machen wollten, die gerade damals in der jüdischen Synagoge der Schriftgelehrsamkeit oblagen. Nicht gegen Personen richtete sich der Kampf, sondern gegen ein System. Die Synagoge war die Schule der Juden, und die Schriftgelehrten waren die Meister in dieser Schule. So erscheint das Christentum von dieser Seite angesehen als eine Auflehnung gegen die Herrschaft der Schule, als eine Befreiung der Menschheit von dem Einfluß, den die gefeierten Meister der Schule auf die Geister ausübten. — Wenn wir an die Frage herantreten, wie weit eine solche Befreiung auch uns wieder not tut, so brauche ich kaum erst zu sagen, daß wir dabei keineswegs die Anstalten im Auge haben dürfen, die wir heute im engeren Sinne Schulen nennen. Wie für den weiterblickenden Philosophen der Begriff des Pfaffentums keineswegs mit einem bestimmten, dem sogenannten geistlichen Stande sich deckt, so umfaßt auch das, was wir im Sinne Nietzsches unter der Schule und ihren Meistern verstehen, viel weitere Kreise als die, an welche wir dabei zuerst, oder vielleicht ausschließlich denken mögen. Schulmeister gibt's in allen Ständen und

Berufsklassen, nicht nur unter den Gelehrten, auch unter den Künstlern, den Politikern, den Handwerkern und Kaufleuten, wir finden sie im Haushalt und in der Kinderstube, denn die Schulmeisterei ist eine bestimmte Geistesart, und diese Geistesart ist es, die Nietzsche unter verschiedenen Namen mit seinem bittersten Hohn und Spott verfolgt, die er als das gefährlichste Hindernis auf dem Wege zu einer neuen Kultur kennzeichnet. — Und wir modernen Menschen können gar nicht anders, wir müssen Nietzsche darin recht geben, daß die Herrschaft der Schule einen Verfall, eine Verkümmerung des Menschenwesens bedeutet. — Schule gibt Wissen, und in jedem Wissen tritt der Mensch der Natur gegenüber, er verarbeitet dieselbe in seinen Gedanken und stellt sich damit über dieselbe, er wird mit seinen Regeln ihr Meister. Bleibt der Mensch nun in seiner Schule, so kommt für ihn unrettbar ein Zeitpunkt, wo er der Natur, dem Leben entfremdet wird. Sein Wissen wächst, seine Gedankenwelt dehnt sich aus, aber die Gedanken, die er sein Wissen nennt, engen ihn dann auch ein. Je mehr er lernt, ausschließlich mit seinen Gedanken arbeiten, desto mehr verlernt er, woher er alle seine Gedanken entnommen. Er denkt wohl über die Dinge, aber er kommt den Dingen und ihrem innersten Leben nicht mehr nahe, er denkt nach, nicht mit, nicht vor; er denkt Fremdes, nicht Eigenes, er kennt Namen, nicht Seelen. Ja, das Leben ist so groß, so unendlich, und die Schule, unser Wissen vom Leben, ist doch so klein, so beschränkt! Da steht der Mensch einmal mit seiner Seele in dieser großen Welt, er ahnt ihre unergründlichen Tiefen, fühlt sich

angeweht von ihrem ewigen Leben, dem Odem Gottes, der durch dieselbe hindurchweht. Auf stiller Bergeshalde ist einer jener seligen Augenblicke über ihn gekommen, wo er sich so klein, so groß fühlt, ergriffen im Innersten vom Wunder des Lebens, das ihn umfängt und durchdringt, das ihn erdrückt und doch erhebt. Jetzt hört er Stimmen neben sich, laute, eifrige Stimmen, die kramen in dieser hehren Gottesfülle ihre Weisheit aus, sie reden so weise und klug über das, was doch kein Weiser und Kluger jemals ergründet, sie übertrumpfen sich gegenseitig mit ihrer Gelehrsamkeit, und doch kommt uns all diese Weisheit, auf die die Menschen so viel sich einbilden, nie so kindlich, so lächerlich klein vor, wir empfinden es nie so sehr als eine Schwäche, als eine Krankheit des Menschengemütes, daß wir über allem Denken das Sehen und Hören verlernt haben, als wenn da, wo die Seele einmal so recht aufatmet: hier bin ich Mensch! hier darf ich's sein! die Meister der Schule auf uns Beschlag legen und uns mit ihrer Wissenschaft verfolgen bis in die hehrste, freiste Gotteswelt!

Natur ist auch die Kunst, die echte, wahre Kunst; sie ist eine innerliche Natur, eine Seelennatur und ein Seelenleben. Und dieses Kunstleben, das quillt wie ein Quell aus verborgenen Tiefen, das reißt die Herzen mit sich fort in der Glut dionysischer Begeisterung und kommt über den Menschen wie ein süßes Traumbild, das von seiner wachen Seele nicht weichen will. Dann singt es in uns in wundersamen, nie gehörten Weisen, in jubelnder Seligkeit und in herzergreifender, todessehnender Klage. Es ist das Leben selber, das in die Saiten

unserer Seele hineingreift und sie erklingen macht auf ihrem geheimsten, verborgensten Grunde; es ist dieses reiche überquellende Leben, das all seine Farbenpracht in der Seele wiederspiegelt und in blendendstem Licht oder mitternächt'gem Dunkel seine Höhen und Tiefen uns erschließt. Aber auch aus dieser Kunst haben die Menschen eine Schule gemacht und eine Schulmeisterei, sie wollen nach Regeln messen, was doch dem Laufe aller ihrer Regeln spottet; und es gab eine Zeit — doch sie ist ja auch jetzt noch — da hatte der geborene Meister unter den gelernten Meistern einen gar schlimmen Stand; denn wer nicht eine Schule zu nennen wußte, die ihm seine Kunst verbürgte, wer die Welt ansah mit den Augen, die Gott ihm gegeben, ohne die Brille, die irgendein Meister ihm aufgesetzt, wer einem Leben lauschte mit aufhorchender Seele, ohne zu fragen, was in den Büchern darüber geschrieben stehe, der galt als ausgestoßen aus der Zunft, und die Meister fielen über ihn her, daß er seines Lebens nicht mehr froh werden sollte. So hatten es die Schulmeister fertig gebracht, daß es in der Welt eine Zeitlang keine Kunst mehr gab und keine Künstler, sondern nur noch Schule und Schüler, und selbst über den Meister hatten sie sich nicht eher beruhigt, bis sie ihn auch irgendwie in einer Schule untergebracht und unter die Schüler eines anderen Meisters eingereiht hatten. — Natur, Leben, ist auch die Religion, die echte, die wahre wenigstens. Wir haben es doch nicht in uns geschaffen, dieses übermächtige Sehnen und Streben, uns einem anderen, Höheren hinzugeben, das wir Frommsein nennen! Wohl haben wir es überkommen als ein

Erbteil unserer Mutter, aus deren Auge nnd Herz zuerst ein Strom von Liebe und Verlangen unsere Seele durchflutete, aber ihre Gabe an uns war doch auch für sie wieder ein Geschenk, das sie empfangen hatte, darin sich alle Liebesstrahlen sammelten, die aus allen Enden der Welt und ihren Ewigkeiten zusammenkamen, darin dem wachen Geiste sich all das Leben vermählte, das schlafend und träumend sein Dasein gefunden. Und wie dieses Leben in uns erwachte, da nannten wir es „Ergriffensein", wir fühlten, daß ein Stärkeres über uns gekommen sei, gegen das wir nichts vermochten, wir nannten's Glück, Herz, Liebe, Gott, und es war doch alles Gefühl, Name war Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut. Dann aber wurde der Name alles, und an diesem Namen übten die Schriftgelehrten ihren Witz, den schrieben sie in ihre Bücher und lehrten ihn in ihrer Schule. Da wurden die Schulmeister die Herren des Glaubens, und was ursprüngliches Leben gewesen, das sollte nun gelehrt und gelernt werden können, es gab in der Religion Meistergrade und Meisterschaften, und der Lehrling nahm gläubig alles in sich auf, was solch ein Meister ihm überliefert, hoffend, daß er dann auch einmal ein Meister werden möchte. Wahrlich, nirgend hat die Schulmeisterei so viel Unheil angerichtet als in der Religion! Kein Spott der Spötter und kein Schwert des Henkers hat dem frommen Leben so tiefe Wunden geschlagen, als der Wahn der Weisen und Klugen, die ihr Schulwissen und ihre Schulsysteme den Menschen als frommen Glauben aufgeredet, und mit dem Spinngewebe ihrer Gedanken den Eingang zum Garten des Herzens

überſponnen, daß niemand den Weg zu ſeinem Blühen und Duften mehr finden konnte!

Aber, ſo mag dieſer oder jener wohl einwenden: iſt denn nicht der Segen der Schule ſo klar am Tage, daß um dieſes Segens willen die Schäden derſelben in den Kauf genommen werden mögen? Die Schule macht ja Unverſtändliches verſtändlich, ſie verbreitert das Bett des geiſtigen Lebens, daß ſein Strom nicht mehr überſchäumend die Ufer verwüſtet; ſie baut Kanäle überall hin, damit nun die Bewäſſerung des Menſchenlandes weithin möglich werde, und die Lebensgeiſter allgemein befruchtet werden mit den Errungenſchaften der Kultur und der Bildung! Unſern Schulen verdanken wir's doch, daß alle Welt heute leſen und ſchreiben lernt. Und wer leſen und ſchreiben kann, dem ſteht ja der Weg offen zu allen Schätzen des Menſchengeiſtes, und wo wäre eine Kultur, die der unſrigen gleichkäme in dem Streben, für alle Gebiete des Lebens entſprechende Schulen, Fachſchulen, Volks- und Gelehrtenſchulen zu ſchaffen! Wollen wir nicht ſolches Streben ſegnen, es fördern und unterſtützen mit unſeren beſten Kräften? — Nun, bei einer ernſteren, tiefergehenden Lebensbetrachtung werden wir doch dem Ankläger dieſer Schulen nicht ſo ganz unrecht geben können, wenn er behauptet, daß durch dieſelben der Geiſt verdorben werde. Schule iſt Schablone, iſt eine Uniform des Geiſtes, die allen einzelnen angezogen werden und paſſen ſoll. So geht mit der Verbreitung der Schulbildung ein Erſterben der geiſtigen Originalität, eine Monotonie der gleichmäßig gemachten Perſönlichkeiten Hand in Hand. Alles, was zum Durchſchnitt

gehört, das hält sich am besten in der Schule, und der richtigste Durchschnittsmensch ist überall der beste Schüler. Aber was über oder unter dem Durchschnitt steht, und das ist oft das Beste an dem Menschen, das verkümmert und findet keine Nahrung. Und wir brauchen doch nur den gesamten Zustand unserer Literatur anzusehen, um auch zu sehen, was aus der Kunst des Schreibens, des Schriftstellers geworden ist in einem Zeitalter, das stolz darauf ist, daß jedermann in ihm lesen und schreiben könne. All die namenlose Flachheit und Gedankenlosigkeit, die heute tausend- und millionenfach aufs Papier geschrieben und gedruckt wird, all die Verlogenheit und Verschrobenheit der Gefühle, die als Hintertreppenroman oder als Familienroman in Leder und Goldschnitt gebunden ihren Weg in die Häuser, in die Hütten wie in die Salons findet, würde uns sicher doch erspart bleiben, wenn nicht jeder, jede heute glaubte lesen und schreiben zu können! Ach, es ist doch eine überaus ernste Frage, die uns in dem Namen der Schule heute anstarrt! Diese Frage geht über alle Fragen der Schulreform, die uns schon so wichtig erscheinen, hinaus, denn auch die verbesserte, ja die beste Schule bleibt doch eben — Schule, und wir mögen die Sache anfassen wie wir wollen: an der Schule bleibt immer etwas hängen von Schulmeisterei und Schriftgelehrsamkeit; und deshalb war Nietzsche ihr so bitter feind, weil er M e n s c h e n haben wollte, die gewaltig reden, denken und empfinden und nicht wie die Schriftgelehrten! Er war ihr Feind, weil er unter den Menschen Persönlichkeiten, Eigenartigkeit, Verschiedenheiten haben wollte, nicht Ein-

förmigkeit, Einerleiheit des geistigen Lebens. — Hätten wir aber nur einmal die Wucht dieser Anklage gegen die Schule und ihre Meister recht begriffen, dann wären wir schon auf dem Wege, die Schulkrankheit zu überwinden, zu heilen. Denn nicht in der Schule an sich liegt diese Krankheit, sondern in der falschen Wertschätzung, die wir Heutigen ihr beilegen, in der Herrschaft, die sie infolge dieser falschen Schätzung über die Menschengeister ausübt. Wir meinen, wenn wir in der Schule lesen gelernt, dann könnten wir schon lesen; und dann muß das Lesenlernen doch erst anfangen, und wer's dann nicht selber anfängt, der lernt's in Wahrheit nie! Wir nennen unsere Schulen Bildungsanstalten, und sie sind doch allesamt erst Vorschulen, Vorbildungsanstalten, nach denen die wahre Menschenbildung erst anfängt! Wir denken nicht daran, daß der Mensch, dessen Wissen noch nach der Schule schmeckt, und dessen Kunst man die Schule noch anmerkt, in seiner Schule eben stecken geblieben ist und von derselben noch gar nicht den richtigen Gebrauch gemacht hat: sie anzuwenden, sie zu überwinden! Oder vielmehr: wir denken noch weniger! Wir ruhen aus auf den Lorbeern unserer Schule, und wenn wir sie errungen, so meinen wir den Kampfpreis des Lebens davongetragen zu haben! So ist es doch unsere Schuld, nicht die der Schule, wenn die Schule uns den Blick verengt, statt ihn uns zu weiten, wenn sie uns bindet an ihre Regeln, statt uns zu befreien! Wo sind denn die Menschen, die nach der Schule noch weiter lernen, ja, erst anfangen das zu lernen, was doch die Hauptsache alles Lernens sein sollte: wie sie größere, freiere

Menschen, selbständigere Persönlichkeiten werden, aus dem Eigenen, Vollen schöpfen und dieses Eigene, Volle beständig mehren können! Wie kommt es denn, daß jede Regung und Bewegnng des modernen Geistes zugleich eine Auflehnung gegen irgend eine Schule ist, daß alle schöpferischen, bahnbrechenden Geister erst anfangen können zu schaffen, zu leben, wenn sie die Fesseln der Schule abgestreift haben! daß große Entdeckungen unbekannter Menschen-Eiländer niemals in, sondern immer nur außerhalb der Schule gemacht worden sind, gemacht werden! daß ein Christus allemal nur gewaltig reden kann, wenn er gelernt hat, nicht zu reden wie die Schriftgelehrten und Schulmeister? Nun, diese Frage würden wir gar nicht stellen, wir würden an der Tatsache, die sie uns stellen läßt, garnichts Verwunderliches finden, wenn wir nicht gewohnt wären, der Schule etwas zuzumuten, was sie ihrer Natur nach nicht leisten kann: Leben zu geben und zu schaffen; und deshalb hängt gar vieles, hängt alles für uns und unser Volk daran, daß wir den Weg zu den Quellen des Lebens, in die Tiefen des Menschengemütes, in die Unergründlichkeiten der Welt uns allzeit offen erhalten, damit auch wir lernen gewaltig reden und nicht wie die Schriftgelehrten, damit uns die Schule nicht eine Krankheit werde, die überwunden werden muß, und die doch mancher nie ganz in seinem Leben überwindet, sondern ein Stecken und Stab, daran wir gehen lernen, bis wir Stecken und Stab nicht mehr brauchen, weil unsere Füße stark genug geworden sind, um uns selber den Weg des Lebens zu tragen!



Der häßlichste Mensch

DER Gegensatz von gut und böse deckt sich im Leben keineswegs immer mit dem anderen Gegensatz von schön und häßlich. Es gibt ohne Zweifel gute, vortreffliche Menschen, die im allgemeinen für grundhäßlich gehalten werden, und es gibt blendende Schönheiten, die mit allem, was wir gut nennen, auf dem Kriegsfuß stehen. Das Gute befriedigt unser sittliches Urteil, das Schöne unser Geschmacksurteil, das eine geht auf den Inhalt, das andere auf die Form des Menschenwesens. Aber im tiefsten Grunde können das sittliche Urteil und das Geschmacksurteil doch nicht voneinander völlig unberührt bleiben. Es war ein richtiger Instinkt, der die Griechen das Gute und das Schöne zu einem Begriff zusammenwachsen ließ, daß nun beides in inniger Verbindung das Tugendideal des Menschen bezeichnete. Wir söhnen uns doch mit der Häßlichkeit eines Menschen aus, wenn wir in der abstoßenden Hülle eine große und edle Seele finden, und um dauernde Schönheit dem Menschenwesen zu erhalten, gibt's doch nur das eine Mittel eines tüchtigen und großen Strebens, einer freien und doch in sich geschlossenen Charakterbildung. Wo der äußere Mensch

Güte und Schönheit des Herzens, Festigkeit und Kühnheit des Willens, Gedankenernst und Gedankentiefe widerspiegelt, da leuchtet auf seinem Antlitz unter allen Umständen ein Strahl hehrer Schönheit, und es wäre ein verwildertes, bedauernswertes Auge, das solchen Strahl nicht zu erfassen, von seinem Glanze sich nicht getroffen zu fühlen vermöchte. So wirkt für den feinfühligen Menschen alles Häßliche zugleich auch sittlich abstoßend, und der Vorwurf: häßlich gehandelt zu haben, trifft so schwer, oft noch schwerer, als der: schlecht gehandelt zu haben. — Bei Nietzsche hat sich der sittliche Maßstab für Menschenwerte ganz und gar in einen ästhetischen Maßstab verwandelt. Der Mensch, der die ganze Moral überwunden und hinter sich gelassen, der jenseits von gut und böse seinen Standort genommen, untersteht einer neuen Schätzung, er wird gemessen nach seiner Größe. Und Größe ist Adel, Vornehmheit, Schönheit; Kleinheit ist Gemeinheit, Niedrigkeit, Häßlichkeit. Nicht der böseste oder schlechteste, sondern der häßlichste Mensch stellt die Macht dar, mit der die neue Kultur zu ringen, die sie zu bezwingen hat, um den Menschen einer höheren Daseinsstufe entgegen zu führen. Aber wer der häßlichste Mensch im Sinne Nietzsches sei, das ist unter allen Rätseln, die Zarathustra seinen Lesern aufgegeben, vielleicht das rätselhafteste. Es muß wohl eine fürchterliche Häßlichkeit sein, die dem Dichter-Philosophen vorgeschwebt, als er erzählte, daß er auf seinen Wanderungen über die Menschenerde dem häßlichsten Menschen begegnet sei. Denn gar vielerlei Menschengattungen hat Zarathustra auf seiner Wanderschaft getroffen, und er

hat die meisten von ihnen mit überlegenem Spott oder rechtschaffener Verachtung abgefertigt: die Guten und Gerechten, die Hüter der alten Tafeln, der Moral und der Ordnung, dann die Prediger der Gleichheit, die wie die Fliegen den Markt umschwärmen, alle Einsamkeiten fliehend, nur in der Masse existieren könnend, oder die giftigen Taranteln, die mit neidischer Rache die Strafe erfunden und mit kaltem Blute der Gerechtigkeit ihre Opfer bringen, oder endlich die Weisen und Gerechten, die Schulmeister, die in ihrer Bildung alles Tiefe an die Oberfläche zerren, und den Menschen übermalen, daß von seiner Eigenart nichts mehr zu sehen bleibe. Aber alle diese Menschentypen haben auf Zarathustra nicht so gewirkt wie der häßlichste Mensch, sie haben ihm wohl Kopfschütteln gemacht, aber ihn nicht niedergeworfen, er hat sie alle doch sehen, über sie schelten, lachen können. Aber wie er den häßlichsten Menschen am Wege findet, im Tal, das alle Tiere meiden, selbst die Raubtiere, wo nur noch die alten häßlichen grünen Schlangen sich hinflüchten, wenn sie alt werden und sterben, den Menschen, gestaltet wie ein Mensch und kaum wie ein Mensch, etwas Unaussprechliches: da überfällt ihn die große Scham, daß er so etwas mit Augen gesehen, er errötet bis in sein weißes Haar hinein, und möchte diese Stelle fliehen, die ihn die schlimmste dünkt auf der ganzen Erde. Und der Verächter, der Hasser jeglichen Mitleides wird selbst vom Mitleid überwältigt, daß er zu Boden sinkt wie ein Eichbaum, der vielen Holzschlägern widerstanden.

Wer ist dieser häßlichste Mensch? Was ist das

Häßlichste, das Nietzsche, der feinsinnige Kenner aller Menschenherzen, bei Menschen je entdecken mochte? Wir finden diese seltsamste Gestalt der Zarathustra-Dichtung wieder bei dem großen Notschrei, den alle Vertreter der entarteten Menschheit ausstoßen, als die Sehnsucht nach dem höheren Menschen sie übermannt. Da erscheint der häßlichste Mensch ausstaffiert mit einer Krone, die er sich aufsetzt, und mit zwei Purpurgürteln, mit denen er sich umschlungen. Und eine noch spätere Bemerkung Nietzsches meldet uns, daß dieser häßlichste Mensch der historische Sinn sein soll, der der Dekoration, der Verkleidung bedarf, wie alles Häßliche, das sich wenigstens für die Menschen der Oberfläche noch erträglich machen will. Der entartende Mensch, das ist der häßliche Mensch, und die schlimmste Entartung ist die Hingabe des Lebens an die Vergangenheit — denn die Vergangenheit ist das große Grab, das alles Lebendige verschlungen. Wer sie zum Ziel seiner Sehnsucht macht, der wandelt unter Leichen, die ihn frösteln machen, er selbst wird eine Leiche, in deren Gesellschaft dem lebenden Menschen so frostig wird. Und weil dieser in der Vergangenheit lebende Mensch selber nichts ist, so braucht er allerlei Firlefanz, um sich den Schein von etwas zu geben, er braucht den Pomp, der aus einer Krönung ein weltbewegendes Ereignis macht, er hascht nach Titeln und Orden, die schon der Philosophenkönig auf dem Preußenthron eine Auszeichnung für Toren nannte, er läßt sich von Vater und Großvater bescheinigen, daß ihre Verdienste den Schild des Sohnes und Enkels schmücken, er kehrt mit einem Worte das Wort des

Apostels um: er vergißt, was vorne ist und streckt sich nach dem, was dahinten ist. Und weil es für diese nach rückwärts gericht ten Menschen doch einen unbequemen Mahner und Zeugen alles Lebendigen gibt: Gott, den allgegenwärtigen Gott, der immer alles sah, auch den Menschen durch und durch sah, so wurde dieser häßlichste Mensch der Mörder Gottes, er nahm Rache an dem lebendigen Gott dafür, daß derselbe Zeuge des verborgensten Menschenlebens gewesen. — Ich denke, wir haben hier bei allem Rätselhaften und Dunkeln doch ein scharf geschnittenes Bild des häßlichsten Menschen. Nietzsche hatte früher eine Schrift geschrieben vom Nutzen und Schaden der Historie für das Leben. Darin gesteht er der geschichtlichen Bildung und dem Wissen des Menschen um die Vergangenheit nur soweit ein Recht zu, als dadurch das Leben der gegenwärtigen und kommenden Menschen gefördert, gekräftigt werde. Aber so meinten es die Historiker in den Schulen, auf den Kathedern und Kanzeln eben nicht. Die Geschichte war ihnen alles, sie erkannten das Lebende nur an, wenn es gestorben war, und ein eifriger Geschichtslehrer war eine wandelnde Mumie aus der Vergangenheit, der hatte kein Blut mehr in den Adern und kein Fleisch mehr auf den Knochen, darum war er so häßlich und machte eine so frostige Temperatur um sich her. Unter dem Druck dieser historischen Mächte wurde das ganze Leben ein Kultus der Vergangenheit. Je älter etwas war, als desto besser galt es. Adel hieß das längst Dagewesene, Überlebte, und je weiter dieses Dagewesene von uns ablag, desto stolzer waren die Menschen auf dasselbe,

desto heller strahlte sein Glorienschein in den Augen der Menschen. Und von dieser Krankheit des häßlichsten Menschen, von dieser Entartung sind wir ja noch keineswegs frei. Durch unser ganzes öffentliches Leben geht dieser antiquarische, greisenhafte Zug, der Respekt vor dem, was alt und morsch geworden ist, vor dem, was kein anderes Verdienst aufzuweisen imstande ist, als daß es eben einmal — gewesen! Das ist das Zeichen des Verfalls, in dem wir stehen, daß wir leben von den Toten, daß wir überall nur wieder herzustellen, vergangene Jahrhunderte zu kopieren imstande sind, und deshalb ein eigenes Leben nicht kennen. Übertünchte Gräber bauen wir in unserem Leben, weil wir keinen herzhaften Mut haben, selber etwas zu schaffen, was den Lebendigen gehört. Da brauchen wir allerdings viel Tünche, kostbare Tünche, damit der Moder und die Totengebeine verdeckt werden! Wir brauchen Dekorationen, glänzende, gut gemalte Dekorationen, damit die Menschen nicht merken, daß ein Theaterspiel das Leben geworden, das unter geschickter Regie wohl Eindrücke zu machen, aber keine lebendigen Menschenherzen zu begeistern vermag. Und aller Glanz dieses Pompes, den wir heute auf das Schauspiel des Lebens verwenden, vermag doch die frostige Hohlheit dieses ganzen Treibens nicht zu verdecken, und der Mensch, der einmal hinter diese Kulisse geschaut und gesehen, wie die Menschen ohne diese Dekoration, ohne Puder und Schminke, ohne die künstliche, raffinierte Beleuchtung der Tagesreklame aussehen, dem ergeht es doch wie es Zarathustra erging, als er dem häßlichsten Menschen begegnete, der fühlt sich

gefällt, erschüttert in seiner Tiefe, weil er's nicht für möglich gehalten, daß so etwas von Häßlichkeit und frostigem Grauen unter dem Menschennamen sein Wesen treiben könne. Und von diesem häßlichsten Menschen tragen wir doch auch unsere Züge an uns! Wenn einmal alles von uns weggedacht würde, was nur Dekoration an uns ist, wieviel entartendes Leben würde dann an uns offenbar! Wieviel Liebe zu dem Toten, das doch nicht mehr lebt, wieviel erbitterter Streit und Kampf um Reliquien, um irgend einen heiligen Rock oder einen heiligen Knochen, von dem die Geschichte uns erzählt, daß er einmal einem Lebendigen gehörte. Wieviel sklavischer Gehorsam gegen Gedanken, die einmal wahr gewesen, gegen Einrichtungen, die einmal dem Lebendigen gedient! Das nennen die Menschen wohl Pietät und haben damit noch wieder ein schönes Mäntelchen zurechtgemacht, hinter dem sie ihr ersterbendes Leben verbergen. Um dieser Pietät willen fordern sie Rücksichtnahme auf allen alten Staub, der auf ihren Häusern und Herzen lastet, und werfen sich dem entgegen, der mit kräftiger Hand im Leben ein großes Reinmachen unternehmen möchte! Pietät nennen sie Bewunderung und Anbetung von jedem Götzen, der doch lange schon ausgedient und uns Heutigen doch noch zu seinen Gläubigen zählen soll. Da müssen die Menschen auch den Gott erst totschlagen, der ein Gott der Lebendigen ist, und mit dem ingrimmigen Haß ihres Wahns verfolgen sie den Gott, der ihnen ins innerste Herz schaut als ein lebendiger Zeuge dessen, was sie doch vor sich selbst, vor aller Welt verbergen wollen; der ihnen sagt, daß sie allesamt

dem Tode dienen, nicht dem Leben, daß Entartung ihr Tun ist, nicht Verjüngung! Ein Sterben ist das Leben, und doch geht durch das Herz der Menschen eine solche namenlose Angst vor dem Sterben; darum pinseln sie alles Tote immer wieder an, daß es wie ein Lebendes aussieht, und gar mancher Blick läßt sich täuschen, er sieht diesen Aufputz der Menschen und merkt nichts von der großen Lüge, die in demselben vor ihm steht. Das ist das Häßlichste in der Welt, das, was den Propheten einer neuen Kultur erschauern und erfrieren macht: daß wir unter Leichen leben und wandeln, die doch aussehen, als ob sie lebten.

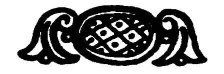
Dieses Hindernis einer neuen Kultur zu bekämpfen, zu besiegen, das heißt den Tod bekämpfen und besiegen, und da der Tod nur Tod wird durch den Menschen, durch seine Sehnsucht oder Furcht, so beginnt der Triumph einer neuen Kultur mit einem Triumphlied des Lebens, das auch aus dem Tode noch ein Fest zu machen versteht. Freilich hat Nietzsche seinem häßlichsten Menschen nicht seinen schönsten Menschen gegenübergestellt, aber wie er diesen sich denkt, das können wir doch aus seinen Gedanken ablesen. Es ist der Mensch, der den letzten Rest von Furcht und Sklavendienst abgelegt, der sterben gelernt hat als der Vollbringende, siegreich, „umringt von Hoffenden und Gelobenden", daß es kein Fest geben sollte, „wo ein solcher Sterbender nicht der Lebenden Schwüre weihte"! Hier ahnt Zarathustra-Nietzsche eine geheime Verwandtschaft mit jenem Sterben, das in dem: „es ist vollbracht"! seinen Siegeslauf des Lebens verkündet und im Karfreitag der

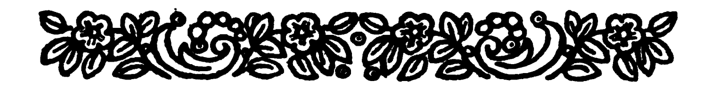
Christenheit eine Festfeier des Todes geschaffen. Er spricht von dem zu früh gestorbenen Hebräer, der zu Zarathustras Lehre sich würde bekannt haben, wenn er zu den Jahren Zarathustras gekommen wäre. Es ist Nietzsche entgangen, daß eine solche Bekehrung gar nicht nötig war, weil die Welt schon einmal die frohe Botschaft vernommen, die aus dem Tode ein Fest machen und die Menschen lehren wollte, wie man die schönsten Feste weihe. So hat die christliche Kunst dem häßlichsten Menschen das schönste Menschenbild gegenübergestellt: das Haupt voll Blut und Wunden, den König in der Dornenkrone, der das Sterben verstanden, weil er zu leben verstanden. Und mit diesem Siegeslied des Todes begann eine neue Kultur, ein neues Heldentum der Menschheit, für die der Tod aufgehört hatte ein bleiches Gespenst zu sein, die auch im Tode noch bekennt: als die Sterbenden, und siehe, wir leben! Aber dann haben die Menschen das Sterben wieder verlernt, und weil sie aus dem Tode keine Predigt des Lebens und kein Gelübde des Lebens machten, so wurde er ihnen eine quälende Angst und Sorge, sie wagten nicht, seinen Namen zu nennen, wagten nicht, ihm ehrlich ins Auge zu schauen. Und diese eine Feigheit und Lüge entstellte all ihr Tun und Lassen, daß sie dem Tode wenigstens den Schein des Lebenden geben wollten, lieber an ein gespenstisches Dasein glaubten, das allen Gestorbenen noch beschieden sei, als auch zum Tode zu sprechen: du bist ein Bote Gottes, eine Offenbarung, ein Zeuge seines Lebens, da bist du gut, da will ich dich grüßen und segnen! So verlangt Zarathustra von seinen Jüngern:

„daß euer Sterben keine Lästerung sei auf Mensch und Erde; meine Freunde, in eurem Sterben soll noch euer Geist und eure Tugend glühen, gleich einem Abendrot um die Erde, oder aber das Sterben ist euch schlecht geraten"! — Auch der Tod unser Wille, unsere Freiheit; das ist des Lebens höchste Deutung! Das heißt wahrlich nicht, daß der Mensch sein Leben wegwerfe, wenn es ihm zu schwer oder auch nur lästig geworden! Denn solcher Tod wäre ja der allerunfreieste, er wäre eine Flucht, nicht eine Tat, er wäre ein Jammer und eine Ohnmacht, nicht ein Fest der Seele! Sondern das heißt es, daß wir den Tod von vornherein aufnehmen in die Ordnung unseres Lebens, als eine Nacht, die ebensogut zum vollen Menschentage gehört wie der Tag! Das heißt es, daß wir unserem Leben einen Wert geben, den kein Tod zerstören kann, der erst im Tode seine ewige Kraft offenbart. Ich muß sterben — so jammert der Sklave, der auch in seinem Leben nur Nichtiges gelebt und nie gelernt hat, daß Leben Wirken, Schaffen, Vollbringen ist. Ich will sterben — so spricht der Held, dem jeder Kampf einen Siegespreis gebracht, der eines Todes wohl wert gewesen! der sein Leben jeden Augenblick einsetzt für höchste Menschengüter, und der da weiß, daß er mit seinem Leben ein Opfer geworden, aus dem eine bessere, höhere, freiere Menschheit ihr Leben und ihre Kraft gewinnt.

Wer ist häßlich? Wer ist schön? Wer seines Sterbens sich schämt und sein Gestorbenes deshalb fälscht, daß es aussehe wie ein Leben — der trägt den Tod in sich als eine Gewalt, die ihn niederzieht, ihn entstellt

in der Fülle dessen, was er würde leben können! Aber wer im Sterbenkönnen beweist, daß er leben gelernt hat, der hat das Häßlichste am Menschen überwunden, von sich ausgestoßen: die Todesfurcht, die alle Lüge des Lebens schafft und alle Knechtschaft und Unfreiheit der Menschen, die Menschen schafft, über die das Gewesen! Gewalt besitzt, daß sie nie fröhlich aufatmen, dem Lebenden, dem Werdenden sich verschreiben können. Darum aber wird eine schöne Kultur auch eine gute Kultur werden, weil alles Lebendige gut und schön zugleich ist; das ewige Leben des Gottes, von dem es heißt: niemand ist gut, denn Gott allein.





Der neue Götze

DER alte Philosoph nennt den Menschen ein politisches Wesen. Er meint damit, daß der Mensch eine Naturanlage zur Gemeinschaft in sich trage, die nur im Staate ihre volle Befriedigung finde. Diese politische Bestimmung des Menschen schien den Griechen als etwas Hehres, Großes. Im Staate herrscht nur ein Wille, dieser eine Wille fügt alle einzelnen Willenskräfte zusammen, er macht damit die vereinzelten Schwachen stark und erweist sich in seiner Gesamtheit allen einzelnen weit überlegen. Weil der Mensch mehr will als er kann, wird er Politiker, er erweitert seinen Willen zu einem Staatswillen und gewinnt damit ein neues, weiteres Gebiet seines Könnens und Wirkens. — Aber erst der moderne Staat hat den Gedanken des alten Philosophen ins rechte Licht gerückt, er hat die ganze ungeheure Wucht der staatlichen Kraftentfaltung der Welt zum Bewußtsein gebracht. Der moderne Staat verhält sich zu dem, was die alten Griechen Staat nannten, zur hellenischen Stadtgemeinde, wie etwa eine unserer Riesenmaschinen zum schlichten Handwerkszeug des Arbeiters, oder wie ein modernes Festungsgeschütz zur Schleuder und zum

Bogen der alten Krieger. Unsere Staaten sind ja solche Maschinen, wo alle Teile haarscharf ineinandergreifen und mit peinlichster Genauigkeit die erstaunlichsten Werke vollbringen. Sie sind auch eine Riesenwaffe mit ungezählten Feuerschlünden, die alle doch von einem einzigen Willen bedient werden, sich nach einem einzigen Kommandoworte entladen. — Es ist der erste Kanzler des Deutschen Reiches gewesen, der einmal in einer Sitzung des Parlaments den Ausspruch getan, daß die Politik den Charakter verderbe. Das war wohl ein ernster Dämpfer auf alle die Begeisterung, die sich in Lobeshymnen auf die größte Erfindung der neuen Zeit, auf das neue Wunder des modernen Staates, nicht genugtun konnten. Das klang wie ein erster elegischer Ton, wie die Ahnung eines inneren Verhängnisses, das sich im Organismus des modernen Staats- und Kulturlebens vorbereite. Und dieses Wort hatte ja kein sentimentaler Schwärmer gesprochen, der mit allerlei Gemütsbedenken und moralischen Maßstäben dem großen Entwicklungsgange des Völkerlebens zuschaute; das Wort stammte von dem Manne, den die ganze damalige Welt als den ersten Meister der politischen Kunst feierte, der die politische Maschine auf eine bis dahin unerhörte Kraftentfaltung gesteigert. Und was der Staatsmann vielleicht nur beiläufig in einer mißmutigen, unbewachten Stunde ausgesprochen, das wird unterdessen von ernsten Männern zu einer bewußten, ernsten Forderung an die Menschen einer neuen, werdenden Kultur ausgebildet; sie predigen Abkehr des Menschen vom politischen Leben, sie schauen im Geiste eine kommende Zeit, in der der staatenlose, unpolitische Mensch eine

reinere, höhere Stufe des Lebens erreicht haben werde, als ihm bisher unter dem Zeichen einer politischen Kultur beschieden gewesen. Anarchisten nennen wir heute diese Kämpfer gegen den Staat, und was von ihnen bekämpft wird, das ist nicht diese oder jene einzelne Staatsform, diese oder jene politische Einrichtung, es ist der Staat in jeder Gestalt, der Staat überhaupt. Aber weil der Name selbst zweideutig ist, weil er nicht nur eine graue Theorie, sondern gelegentlich auch eine sehr handgreifliche Praxis bedeutet, so müssen wir die idealen, die geistigen Vorkämpfer des Anarchismus von den anderen, die eine Propaganda der blutigen Tat verkünden, wohl unterscheiden. Während die letzteren in jedem Falle doch nur den Teufel durch Beelzebub austreiben wollen, haben die ersteren einen hohen Glauben an die siegreiche Macht der Idee; sie vertrauen, daß die Menschheit in geistiger Entwicklung und innerer Erstarkung die politische Krankheit überwinden und einer anarchistischen Kultur entgegenreifen werde. Und diesen idealen Anarchisten, die den Staat als das ärgste Hindernis einer edlen und reinen Menschenkultur betrachten, einem Fürsten Krapotkin, einem Grafen Tolstoj, dem ehemaligen Oberstleutnant v. Egidy, reiht sich nun auch Friedrich Nietzsche an, ja, er führt erst eigentlich den Reigen aller der Dichter und Denker, die in der Verneinung, in der Überwindung des Staates die Zukunftsaufgabe der Menschheit erblicken.

So unheimlich der Anarchismus, auch in seiner idealsten Gestalt, uns anmuten mag, so verständlich, ja naturnotwendig erscheint er in der Entwicklung

des modernen Lebens. Es geht doch mit den geistigen Strömungen des Lebens wie mit den Schwingungen des Pendels: je stärker die Bewegung nach der einen Seite gegangen, desto weiter erfolgt der Rückschlag nach der anderen. Und das politische Pendel war in der Tat gar weit von seiner Gleichgewichtslinie entfernt worden; die Kulturvölker Europas hatten sich in einen politischen Rausch hineingeredet, daß es für sie kaum noch ein anderes Lebensinteresse zu geben schien als das der Politik. Was dem mittelalterlichen Menschen die Kirche gewesen, das war dem modernen Menschen der Staat geworden: die auf Erden erschienene Gottheit, strahlend im Glanze himmlischer Glorie. An diesen Staat glaubten die Menschen wie an ihren Christus, ihm schien auch alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Was in seinem Namen verkündet wurde, das war ein Evangelium seinen Gläubigen; Sünde schien es ihnen, an der Staatsweisheit überhaupt nur zu zweifeln, Gotteslästerung, dem Staat seinen Anspruch auf Allmacht zu bestreiten. Wenn es einst hieß: Rom hat gesprochen! dann verstummte die ganze übrige Welt in ehrerbietigem Schweigen. Dann aber hieß es: Paris, Petersburg, Berlin hat gesprochen — und einer Stimme vom Himmel her hätte nicht feierlicher gelauscht werden können, als es die politischen Seelen mit solchem Staatsspruch taten. Gut? — was hieß noch gut, wenn nicht das, was dem Staate frommte! Wahr? — wo gab's noch eine Wahrheit außer dem Worte, das durch den Mund des Staates gegangen war! Der politische Zweck heiligte ja jedes Mittel, machte alles gut, worüber die Menschen sonst

sich entrüstet, spempelte alles zur Wahrheit, was sonst in der Welt Lüge genannt worden wäre. — Nietzsche trifft doch den Nagel auf den Kopf, wenn er diesen Staat im Sinne seiner Zeit als den neuen Götzen bezeichnet und ihm die Zarathustra-Rede in den Mund legt: „Auf der Erde ist nichts Größeres als ich: der ordnende Finger bin ich Gottes — alles will ich euch geben, wenn ihr mich anbetet!“ Und dieser Kultus des Staatsgötzen wurde in ein System gebracht von den Philosophen, er wurde gepredigt auf den Kanzeln, gebetet an den Altären, und zahllos waren die Opfer, die diesem neuen Götzen gebracht wurden, Opfer an Menschenglück und Leben, mehr noch an Vernunft und Gewissen; denn wer diesem Götzen diente, wer ihm recht dienen wollte, der durfte nicht mehr selber denken, der durfte nicht mehr sein eigenes Urteil fragen, er taugte zum Staatspriester um so besser, je weniger er durch eigene Gewissensskrupel bedrückt wurde, er wurde ein um so verdienstvollerer Schriftgelehrter, je geschmeidiger er seine Theologie der allgemeinen Staatsräson anzupassen imstande war. Da waren es wahrlich nicht die schlechtesten Geister, die gegen solchen Götzendienst sich empörten, es waren eben doch die Propheten einer neuen Kultur, die das Martyrium, und wahrlich kein kleines Martyrium, auf sich nahmen, den Glauben an die Allmacht und Allweisheit des Staates zu erschüttern. Denn dieser Glaube erdrückte die Menschen, er machte aus den Menschen mit lebendigen Seelen geistige Nullen, die hinter irgend einen Einer gesetzt wurden, um diesem Einer Wert zu geben. In der Politik brauchte man

Gepräge an sich hat! Es ist doch über alle feineren Naturen ein bitterer Unmut gekommen mit allem politischen Tun und Treiben, daß sie lieber daheim in in ihrer Klause sitzen und schaffen, als daß sie auf die Straße treten mögen, wo es so laut ist von dem Lärm, den die Politiker machen. Alle innerlich gerichteten Seelen, die Hellseher des Geistes und die Feinschmecker des Lebens stimmen wohl Nietzsche zu, daß „wo der Staat aufhöre, der Mensch anfange"! Der Staat hat seine Schablone und Uniform für die viel zu vielen, für die Überflüssigen, die im großen Chore schreien von dem Überflüssigsten, das es für den Menschen gibt. Große Seelen aber suchen sich ihre Sitze für Einsame und Zweisame, sie suchen sie jenseits der viel zu vielen, da singen sie das Lied dessen, was für den Menschen notwendig ist, die einmalige, unersetzliche Weise, durch die der Mensch dem höheren Dasein entgegenjauchzt. Der Staat hat die Völker getötet und verdrängt, er hat die große Lüge in die Welt hineingerufen: „ich, der Staat, bin das Volk." Aber vom Staate gibt's nur eine Erlösung und Genesung durch das Volk, eine Flucht „zum Volk, das den Staat nicht versteht und ihn haßt als bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten, das seine eigene Zunge spricht des Guten und des Bösen und seine Sprache sich machend in Sitten und Rechten". So ist Sezession die Auswanderung aus dem Staate in das Volk; die Kultur der Zukunft ist Überwindung des Staates durch das Volk!

Meine Freunde: mit geteilten Gefühlen werden wir wohl die Predigt des Anarchisten Nietzsche vernommen

und uns gedeutet haben. Das Sündenregister, das wir bei tieferer Lebensbeobachtung dem Staatskultus auf Rechnung zu setzen haben, ist gar groß, und deshalb klingt eine anarchistische Seite in dem Herzen des modernen Menschen an, sobald der Mensch sein Recht auf sich selbst geltend macht, sobald er Licht und Luft für die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit fordert. Und wir wissen ja doch, daß auch der Staat nicht ewiges Leben in sich trägt! Der Staat ist nur eine besondere Form, in der menschliches Gesellschaftsleben existieren kann, nicht die menschliche Gesellschaft selber. Staaten hat es nicht immer gegeben, sie sind erst geworden im langen Entwicklungsgange des Völkerlebens! Und was geworden ist, das zahlt auch der Zeit seinen Tribut, es wird auch sich wandeln, wird auch wieder vergehen. Deshalb ist es in der Tat Wahn und Aberglauben, es ist Götzendienst, wenn wir vergänglichen Erscheinungen ewigen Wert beilegen und ihnen eine unbedingte Herrschaft über uns einräumen. Aber die Staaten sind doch einmal da, und wenn wir auch nicht mit dem eigentlichen Herold der Staatsallmacht, Hegel, sprechen mögen, daß alles was da ist, vernünftig sei, so ist doch auch niemals etwas, was da ist, ganz und gar unvernünftig; es ist ja doch der Boden, auf dem wir stehen und den wir bearbeiten, daß er fähig werde, die Aussaat unseres Geistes in sich aufzunehmen. Darum aber liegt auch im Staate eine Entwicklungsstufe menschlicher Kultur vor uns, ein Gefäß zur Aufnahme menschlichen Geisteslebens. Auch der Staat ist eine der Lebensbedingungen, durch die der heutige Mensch

notwendig hindurchmuß, wenn er seine höhere und höchste Menschenaufgabe erfüllen will. Darum ist es doch auch ein Wahn und Aberglaube, auch ein Götzendienst des eigenen Ich und der eigenen Persönlichkeit, wenn ein Mensch die Fülle des Menschlichen in der Abkehr vom Staate in sich entfalten zu können meint. Da, wo die Lebensinteressen der Menschen sich zu politischen Strömungen verdichten, bleibt doch auch für den einsamen Menschen etwas zu sehen und zu lernen, zu tun und zu wirken übrig; und es ist eine gar feine und gefährliche Versuchung, wenn der Mensch in seiner Einsamkeit, im Genuß seiner Bücher und in der Welt seiner eigenen Gedanken und Empfindungen sich genugtun will, ohne sich um das Wohl und Wehe des politischen Körpers, an dem auch er ein Glied ist, weiter zu bekümmern. Ich verstehe es, wenn fein angelegte Naturen sich abgestoßen fühlen von all der Rohheit, die in der Politik nun einmal eine unvermeidliche Zugabe für alle, die mit ihr sich beschäftigen, zu sein scheint. Aber alles Material, mit dem der Mensch arbeitet, ist zunächst einmal roh, und dazu ist der Mensch eben Mensch, daß er aus dem Rohmaterial sich selber seine Feinheiten herausmeißele, und wenn denn auch in der Politik das Überflüssige und Wertlose sich gar breit macht, so ist es doch gerade Sache der schaffenden Geister, auch die politischen Werte umzuprägen, daß das Falsche und Unechte seinen Kurs verliere und aus dem Staate, der den Menschen verschlingt, eine Menschengemeinschaft werde, in der alle Menschengröße wächst, und alle Menschenkeime ihre Entfaltung finden. — Der Götzen-

dienst des Staates, der ist wie jeder Götzendienst ein Gift im Volksleben. Aber das Gegengift, das der Anarchismus dem heutigen, am Staate kranken Geschlechte verabfolgt, die Herrschaft des Ich, der Kultus des Ichmenschen, macht doch die Sache nicht besser, sondern vielleicht nur noch schlimmer. Ja, die Persönlichkeit des Menschen ist sein höchstes Gut, ist seine Seele und sein Leben; aber auch nur die ganze, die freie und volle Persönlichkeit, die auch das Gemeinschaftsleben der Menschheit, der Welt in sich pulsieren fühlt, der Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, weil er aus allem Menschlichen eine Sprache und Offenbarung des Ewigen, Gottes herauszulesen imstande ist. Dieser Mensch ist auch ein politisches Wesen, aber nicht nur ein politisches Wesen; er hat seine eigene Seele, die er gegen jeden Anspruch der Politik zu behaupten und vor Schaden zu bewahren weiß. Er lebt im Staate als ein lebendiges Glied desselben, aber er steht auch über dem Staate, weil er Lebensquellen kennt, ohne die auch der Staat nur eine Wüste und dürre Stätte sein würde — es ist die religiöse Persönlichkeit, die vor keiner Majestät niederfällt und sie anbetet, weil sie den Gott kennt, den wir allein anbeten und dem wir allein dienen sollen!





Der tote Gott

DIE Verjüngung des Lebens, die sich im Schoße der Zeit vorbereitet, kündet sich zunächst an in einem neuen Sinn für die dichterische Erfassung des Lebens. An der Oberfläche der Wirklichkeit fängt es an zu wachsen wie ein dünnes, lichtes Moos, das mit grünem Schimmer die harte starre Rinde überdeckt und Kunde gibt von Lebenskräften, die aus dem verfallenden Gesteine zu neuen Gestaltungen hindrängen. In dem Vergänglichen zeigt sich ahnungsvoll das Gleichnis, die erste Offenbarung eines Unvergänglichen, das alles Dagewesene hinweist auf ein Werdendes, Zukünftiges. Schüchtern und vereinzelt wagten sich zuerst in einem vernunftstolzen Geschlecht die Märchen aus alten Zeiten wieder auf den Plan, dann unternahm es das Kunstwerk der Zukunft, dem deutschen Volke seinen eigenen Genius im Bilde der alten Volkssage zu deuten und ihm seine alten Götter in Walhalls Kämpfen und Wonnen zu Propheten der eigenen Geschichte zu machen, und endlich haben dann die Künstler angefangen, wieder eigene Märchen zu dichten, Märchen zu singen und zu malen. Aus Meerestiefen drang ein Ton ans Menschenohr wie von einer

versunkenen Glocke, aus schwärmenden Bienen hörte ein Dichterherz die wundersamste Mär des Lebens sich in die Seele summen, über grünem Rasen lag's ausgebreitet wie eine Himmelsbotschaft von ewig jungem Liebessehnen und seligstem Mutterglück; selbst aus rauchenden Schloten und rußigen Menschenleibern, ja aus Hunger und Elend, aus Jammer und Schuld des Menschenwesens rang sich ein Schrei der Seele hervor, nur noch einem Dichter, — einem Prophetenherzen ververnehmlich, der auch in dieser Nacht voll Todesgrauen und Schrecken die ersten Strahlen einer fernen Morgenröte ahnen ließ. Ehe wir's uns versahen, war aus dem vielgeschmähten Wirklichkeitsdrange der Zeit eine unvergleichliche dichterische Gestaltungskraft erwachsen, und wo der Künstler liebend und glaubend der Natur sich vermählte, da wurde die Natur selbst ihm ein seliges Wort, ein Symbol des eigensten, verborgensten Sehnens und Strebens. Und da wir Deutschen doch für alle Zeiterscheinungen und Zeitströmungen nun einmal ein gelehrtes Fremdwort ausmünzen müssen, so nannten wir diese dichterischen Zeichendeuter und Wahrsager Symbolisten. Wir wollten damit sagen, daß an ihnen eben alles Gleichnis, Symbol geworden, daß sie gar nicht mehr anders denken und reden, nichts mehr fühlen und wollen konnten als im Bilde, im Symbol. Darum aber versteht auch nur der diese modernste Entwicklung unseres Geisteslebens, der die Sprache des Symbols versteht, der allen Frühlingszeichen des Lebens zu lauschen, und von ihnen sich erzählen zu lassen vermag von einer Welt, die märchenhaft, zauberisch

aus den Verjüngungskräften des Lebens ans Licht ringt.

In eine Märchenwelt führt uns auch die Zarathustra-Dichtung Nietzsches, in eine Welt, der zuerst die Botschaft verkündet wird, daß Gott tot sei, und deren Symbol dann die Predigt wird vom Übermenschen, durch die Nietzsche die Welt vom Fluche des toten Gottes erlösen will. — Die Worte, in denen Nietzsche seine Gottlosigkeit verkündet, sind gar nicht alle zu zählen. Aber wie es gar viele Arten des Glaubens an Gott gibt, so auch ebenso viele Arten der Gottlosigkeit, des Unglaubens an Gott. Und die Nietzschesche Art der Gottlosigkeit muß wohl eine ganz besondere sein, denn Zarathustra wird für dieselbe gesegnet vom alten Papste, dem Kirchenvater, der, den letzten frommen Menschen suchend die Welt durchstreift und statt des Heiligen und Einsiedlers Zarathustra findet, den Gottlosen, den Frommsten aller derer, die nicht an Gott glauben! Ja, der Papst erwidert auf Zarathustras Bekenntnis seines Unglaubens: „Du bist frommer als du glaubst mit einem solchen Unglauben! Irgend ein Gott in dir bekehrte dich zu deiner Gottlosigkeit! Ist es nicht deine Frömmigkeit selber, die dich nicht mehr an einen Gott glauben läßt?“ So seltsam widerspruchsvoll ist das Herz Zarathustras, der sich selbst den Frommsten und den Gottlosesten nennt, daß es auf den ersten Blick unmöglich erscheint, diese Widersprüche in ein und derselben Menschenseele zusammenzudenken, aber vielleicht haben wir gerade deshalb hier wohl die gewaltigste der Krisen vor uns, die sich im Herzen der heutigen Menschheit abspielen, und der gottlose Nietzsche

läßt uns einen Blick in das Herz dieser Menschheit tun, wie kein zweiter der Zeitgenossen es getan. — Denn wie Nietzsche in seinem Herzen gesprochen: „es ist kein Gott“, so haben es nur die Ernstesten unter den ernsten Menschen von heute ihm nachgesprochen. Diese Gottverneinung ist ja nicht bei den bis zum Überdruß oft wiederholten Gründen und Zweifeln stehen geblieben, mit denen die landläufige Aufklärung seit länger als hundert Jahren den wohlfeilen Triumph ihrer Weisheit feiert. Nietzsche weiß so gut wie irgend einer, daß Gott durch keine logische Schlußfolgerung je bewiesen werden kann, daß er außerhalb der Grenzen jeglicher Denkbarkeit liegt und deshalb für das Denken immer nur eine Mutmaßung bleibt. Aber Nietzsche kennt auch das Gesetz des Geistes, welches immer bei jeder lebendigen Betrachtung der Natur und der Welt ein Gottesantlitz erblickt, ja darum zürnt er den Dichtern, zu denen er doch selber gehört, weil jedesmal, „wenn er sein Netz in ihre Meere geworfen, er eines alten Gottes Kopf herausgezogen“. Es sind nach Nietzsches eigenem Geständnis an anderer Stelle nicht die Anstöße des Verstandes, sondern die sittlichen Gefahren des Gottesglaubens, die ihn zu einem Gottlosen gemacht haben. Der Gott, in dessen Namen heute die Gläubigen sich versammeln, hat seine Wiege im Morgenlande, und bei allen seinen Wandlungen im Laufe der Geschichte hat er seinen morgenländischen Ursprung nicht abstreifen können, daß Nietzsche von ihm sagt: „fort mit einem solchen Gott!“ Dieser Gott verkörpert in sich alle die kleinen sklavischen Instinkte, die er aus seiner Heimat mitgebracht. Er ist

ein gar rachsüchtiger Richter, er ist gar selbstsüchtig, launisch in seiner mitleidsvollen Liebe. Der Glaube an diesen Gott soll Schuld daran haben, daß der Mensch sich selber fremd geworden, daß der Mensch in seinem inneren Wachstum zurückgehalten, in der Entfaltung seiner besten Menschenkraft gehemmt worden ist. Der feige Teufel im Menschen soll zuerst dem Menschen zugeredet haben, es gebe einen Gott, und dadurch sei das Verbrechen am Leben zustande gekommen, daß der Mensch, statt selbst zu wollen, lieber zu Gott gebetet, Gott angebettelt habe. Und dieser Gott aus dem Morgenlande sei so anspruchsvoll geworden, daß er keine anderen Götter neben sich habe dulden wollen. Da habe dieser Gott selber gottlose Worte gesprochen gegen die Götter der Heiden, er, der Verneiner des Lebens, habe geflucht den Göttern, in denen die anderen Völker ihr großes „ja“ zum Leben gesprochen. Endlich habe der Mensch an diesem Gott der Rache, dem zudringlichen und aufdringlichen Zeugen seines Lebens, selber Rache genommen, und ihn gemordet, er habe ihn an das Kreuz seines eigenen Mitleids genagelt, des Mitleids, das doch nur eine Abart der Rachsucht, nämlich die altersschwach gewordene Rachsucht bedeutet. Aber nun geht im modernen Menschen eine große Wandlung vor: in dem Menschen, der der Mörder Gottes geworden, kommt aller Jammer der Menschheit zusammen, alle Menschenhäßlichkeit, daß es fraglich wird, ob dieser häßlichste Mensch überhaupt noch ein Mensch genannt werden dürfe. Der Mensch, der seinen Gott, den Zeugen seines Lebens getötet, lebt nur noch in und von der Vergangenheit, er hat nicht

keinen Gott, sondern einen toten Gott; diesem toten Gott singt er seine Hymnen und Lieder und bringt ihm seine Opfer und Gebete; das ist nicht mehr Verneinung des Lebens, das ist schlimmer als das: die Heiligsprechung des Todes, des Nichts. Das ist denn der tiefste Tiefstand des Menschenwesens, wo alles, was einst in ihm lebendig war, erstarrt, alles eine Öde und Leere in ihm geworden; wo die ungeheure Lücke, die der seines Lebens beraubte, nur der Vergangenheit dienende Glaube an Gott in der Welt gelassen, Zarathustra das Herz erschüttert und ihn nun treibt, dem Menschen seine neue, seine gottlose Frömmigkeit zu verkünden, den Glauben, daß da, wo man früher Gott sagte, man jetzt Übermensch sagen werde. Der Übermensch soll also Gott ablösen, er selbst erscheint in religiöser Beleuchtung! Es ist der Mensch, der „ja" sagt zu allem, was das Leben ihm bringt, von ihm fordert, ja auch zu allen Schmerzen, zu jeder Last, die er zu tragen hat, ja auch zum Tode, der in der ewigen Ordnung des Lebens beschlossen liegt, weil dieser Mensch den Willen kennt, den schaffenden, tragsamen, starken, der alles in einen Sporn und eine Kraft wandelt, was ihm feindlich sich naht und zum Kampfe ihn herausfordert. Und dieser Mensch der Zukunft, zu dem wir selber uns emporbilden, dem wir das Zukunftsleben unserer Kinder und Kindeskinder weihen sollen, wird ein Segnender und ein Liebender sein für alle, denn er hat von dem großen Gestirn, der Sonne gelernt, daß nichts ein Glück ist, wenn niemand da ist, dem die Fülle solchen Lichtes leuchtet, niemand, der uns unseren Überfluß abnähme und uns dafür segnete! Er

hat's vom Himmel gelernt, der das Licht ist zu seinem Feuer und die Schwesterseele hat zu seiner Einsicht, und zu diesem Himmel hebt er Aug und Herz empor: „Wenn Du nur um mich bist, Du Reiner, Lichter, Du Lichtgrund, dann bin ich ein Segender und ein Jasager! In alle Abgründe trage ich da noch mein segnendes Jasagen!“ —

Meine Freunde: verstehen wir nun wohl den Widerspruch in der Seele dieser gottlosen Frömmigkeit? Warum faßt uns denn ein Entsetzen, wenn wir zuerst mit nackten, dürren Worten es aussprechen hören, daß Gott tot sein soll! Wir sollten ja längst aus unserer eigenen Lebenserfahrung und Lebensbetrachtung, die wir täglich inmitten der Welt des frommen Glaubens machen können, an solche Kunde gewöhnt sein! Es gibt ja doch gar viele Menschen unter denen, die sich selbst für sehr fromme Leute halten, deren Gott in Wahrheit ein toter Gott ist. Sie glauben an ihn, daß er einmal die Welt geschaffen habe, vor langer, langer Zeit, aber nun ist ihnen die Welt auch sein Grab geworden, ein Denkmal dessen, was er einmal gewesen, ein Leichenstein, der ihnen sagt, was er früher getan. Wenn diese Menschen Gottes Leben sich deuten wollen, dann graben sie aus diesem Grabe längst verweste Gebeine auf, sie suchen mühsam genug die verfallenen Inschriften dieses Denkmals zu entziffern. Sie glauben, daß Gott die Menschen erlöst hat, einmal, vor fast 2000 Jahren, und wenn der Mensch von heute eine Erlösung sucht für das Leben, das heute auf ihm lastet, dann stellen sie ihm eine Anweisung aus auf die Blutstropfen, die damals der sterbende Gott für sie vergossen. Sie glauben, daß Gott

sich den Menschen offenbart hat, daß er seinen Willen, sein Wesen ihnen kundgetan. Aber seine Worte stehen nur in vergilbten Büchern, eine Erbschaft der Toten, aus der doch Lebende zehren sollen. Gott selber ist heute für sie stumm geworden, und ein Gott, der das Schaffen, das Erlösen, das Werden verlernt hat, ist unter allen Umständen ein toter Gott! Wo ist denn ein Spur von Leben noch in dem Gott der Theologen, den sie mit ihren Gedanken sezieren, zerstückeln, zersägen; in diesem historischen Gott, dessen Geschichte die Gelehrten beschreiben, von dessen Zügen sich die Gläubigen ein haarscharfes Bild gemacht! Aber diese seine Geschichte ist ein Nekrolog, seine Züge sind eine Totenmaske! Von einem gewesenen Gott handeln diese Geschichten, und wie er einmal ausgesehen haben soll, so zeigen ihn die Frommen ihren Kindern. Und weil sie einen toten Gott haben, deshalb ist ihnen das Sterben selbst eine Angst und Qual geworden, über die kein Gott ihnen mehr hinweghilft. Ihr Tod ist ihnen ein Fluch, mit dem vor Ewigkeiten Gott die Menschheit belegt, ein Racheakt, den er vor Zeiten an seinen Geschöpfen verübt. Nun wirkt sein Todesspruch in alle Ewigkeit hinein, er selbst hat seine Menschheit mit gebundenen Händen den Richtern und Henkern überliefert, in deren Macht es nun steht, zu binden oder zu lösen, den Menschen diesen Fluch zu erlassen oder zu behalten. Durch diesen toten Gott sind unsere Kirchen Mausoleen geworden, darin allerlei Reliquien aufbewahrt und verehrt werden, fromme Schaustücke und Gedankenstücke; unser Leben ist ein Sterben geworden, das auch in

seinen besten Stunden noch beherrscht wird von Gedanken des Todes, die Erde ein Riesengrab, das alles Lebendige verschlingt, daß es der ärgste Selbstbetrug zu sein scheint, wenn jemand dem Leben selbst Wert beilegt, dem Leben Werte abzuringen sich müht. Ein toter Gott ist ja schlimmer als gar keiner, denn der Glaube an ihn läßt alles Lebendige versteinern, er haucht den Menschen mit einem Odem des Todes an, daß die Frage des Sterbens für ihn die wichtigste, die einzige Frage des Lebens wird.

Wer doch von diesem toten Gott die Welt erlösen, ihr einen lebendigen Gott geben möchte, nach dem die Menschenseele doch dürstet! Nun, vielleicht sind wir diesem lebendigen Gott näher als wir glauben! Vielleicht haben wir sein Antlitz schon oft geschaut, ohne daß wir ihn erkannt haben! Wir haben ihn nicht erkannt, weil wir ihn bei den Toten gesucht und mit seiner Totenmaske verglichen! Als der alte Olymp zusammenbrach und über die Götter der Welt die große Götterdämmerung kam, die ihren Tod bedeutete, da wurde der neue Gott lebendig in Menschen, die ein neues Leben in sich spürten und eine neue Liebe, im Christusmenschen, der die Menschen erlöste von dem was war, um ihre Seele hinzulenken zu dem, was werden, was kommen sollte. Vor diesem neuen Menschenbilde erblichen alle Götterbilder, denn dieses Christusbild hatte Leben, es war eine Kraft des Schaffens, die zu neuen Zielen und Aufgaben die Menschheit aufrief. Und eine Zeitlang gab es in der Christenheit tatsächlich keinen Gott, denn alle Götter waren tot, die Christen waren

Gottlose, Atheisten; es gab nur einen Gottmenschen, einen Christus, und wer ihn anschaute, der schaute den Vater. Dieser Gottmensch, das war der Übermensch einer neuen, einer werdenden Kultur. Und als dann unter den Händen und im Glauben der Kirche Gott vom Menschen getrennt war, als an dieser Trennung Gott den Theologentod gestorben und in das Kirchengrab versenkt war, da ahnten es die Menschen erst, daß sie zu einem lebendigen Gott nur wieder kommen, Gottes Angesicht nur wieder schauen lernen im Menschen; sie ließen wieder Gott auf sich beruhen, sie grübelten nicht mehr über ihn, predigten nicht mehr von ihm; sie predigten von Christus, der ihre Liebe und ihr Leben sein sollte, sie sangen von dieser Christusliebe im Leiden und Sterben, und einer der frommsten unter ihnen, Graf Zinzendorf, verstieg sich zu dem uns fast gotteslästerlich klingenden Ausspruch, daß die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen den Heiland Christus als ihren Spezialvater habe, und Gott für sie nur das sei, was man so in der Welt einen Großvater, einen Schwiegervater nenne. — Verstehen wir nun am Ende, wie auch unsere heutige Menschheit zu einem neuen Glauben an Gott, an den lebendigen Gott, kommen, wie sie sein Angesicht soll schauen können? Lebendige Menschen, die allein zeigen uns den Weg, den wir suchen. Aber leben heißt ja nicht essen, trinken, schlafen, seine Tage dahinbringen wie ein Geschwätz! Leben heißt schaffen, Eigenstes, nie Dagewesenes hervorbringen! Es heißt: alle Lichtstrahlen der Welt in der Seele sammeln, daß sie in ihr ihre eigene Leuchtkraft finden, zu allen tönenden Klängen

der Welt eine selige Weise bilden, die mit neuen Liedern die Herzen ergreift. Und solche Schöpferkraft wohnt in jeder Menschenseele, wenn sie nur dem Leben sich weiht, wenn sie aus ihrem Leben alles Unlebendige, Erborgte, Erlogene, allen Tand entfernt, ihr Ziel nicht hinter und unter sich, sondern vor sich, über sich sucht. Da wird ihr auch der Tod ein Vergängliches, ein Gleichnis des Lebens. — Und Gott? Das ist nicht mehr der, der geschaffen hat, sondern der ewig Schaffende, nicht der, der einmal die Welt erlöst, sondern der beständig sie aufwärts führt zu neuen Erlösungen, neuen Befreiungen! Er ist der ewig Werdende, ewig sich Offenbarende, weil er der ewig Lebende, weil er selber ewiges Leben ist! Wo wir deshalb dem schaffenden Genius in der Menschenseele begegnen, wo wir einen Menschen treffen, der ein Segnender ist und ein Jasager, ein Liebender, dem Geben seliger ist als Nehmen, ein überschäumender Becher, der nach Lippen sich sehnt, die durstig seiner Fülle sich nahen: da ist der lebendige Gott, da ist sein Antlitz, nach dessen seliger Schau uns verlangt! —



Schriften von Albert Kalthoff

Das Christusproblem. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—

Die Entstehung des Christentums. Br. M. 3.—

Inhalt: Noch einmal der historische Jesus. Die Vorgeschichte des Christentums im römischen Reich. Die Vorgeschichte des Christentums in der griechischen Philosophie. Die Vorgeschichte des Christentums im Judentum. Die kommunistischen Klubs. Die Organisation der christlichen Gemeinde. Die christliche Kirche. Die Zukunftsperspektive des Christentums.

Die Religion der Modernen. Br. M. 4.—, geb. M. 5.—

Aus dem Inhalt: Lessing. Schiller und Goethe. Friedrich von Sallet. Paul Heyse. Friedrich Hebbel. Frankreich und die Kirche. Zola. Tolstoj. Ibsen. Novalis. Maeterlinck. Friedrich Nietzsche. Der Sozialismus.

Religiöse Weltanschauung. Br. M. 3.—, geb. M. 4.—

Zukunftsideale. Br. M. 4.—, geb. M. 5.—

Ziele und Aufgaben der Kultur: Geist. Das Recht der Frau. Das Recht des Kindes. Das Recht des Verbrechers. Der Rassenkampf. Der Klassenkampf. Freie Wissenschaft. Freie Kunst. Freies Volk. Freie Religion. Die Religion der Zukunft: Kraft und Schwäche. Gebundenheit und Freiheit. Liebe und Furcht. Lebensbejahung und Weltverneinung. Heilig-Profan. Die Kirche der Zukunft. Schön-Häßlich. Theologie und Religion. Pharisäer und Zöllner. Seligkeit. Gott und Welt. Das Papsttum.

Das Zeitalter der Reformation. Br. M. 4.—, geb. M. 5.—

Inhalt: Die Symptome des kirchlichen Verfalls im Mittelalter: Der Gipfel der kirchlichen Macht. Die Blüte der kirchlichen Theologie. Die Kraft der kirchlichen Frömmigkeit. Die Weihe des Lebens durch den Tod. Die Verjüngungskräfte der Zeit in Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft: Die träumende Wissenschaft. Die erwachende Wissenschaft. Die prophetische Wissenschaft. Die schauende Wissenschaft. Der Humanismus. Michel Angelo. Raffael, Erasmus. Reuchlin. Hutten. Sickingen. Die Bauern. Die Handwerker. Der deutsche Protestantismus: Luther. Zwingli. Die Jesuiten. Bürgerliche Kunst. Die Musik. Die Unitarier.

Vom inneren Leben. Br. ca. M. 2.50, geb. ca. M. 3.50

Inhalt: Das menschliche Glück: Die Pflicht. Selbstschätzung. Der Durst nach Gerechtigkeit. Unsere Vergangenheit. Unsere Zukunft. Der Tod. Unser inneres Leben: Der Weg zum inneren Leben. Ahnungen. Selbsterkenntnis. Leidenschaften. Das Allerheiligste der Seele. Der religiöse Zweifel. Gewissenskämpfe. Das innere Gleichgewicht. Innere Ehre. Innere Notwendigkeit.

Druck der Frommannschen Buchdruckerei in Jena



Druck der Frommannschen Buchdruckerei in Jena



